

Ferien vom Krieg

im Sommer 2019

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.



Die Arbeit des Projekts *Ferien vom Krieg* wird durch die Stiftung *Dialoge & Begegnungen* unterstützt.



**DIALOGE &
BEGEGNUNGEN**

www.dialoge-und-begegnungen.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	5
Dialoge und Begegnungen möglich machen!	6
<i>Nachruf und Danksagung</i>	
Kunst für Ferien vom Krieg	8
Mitarbeiter*innen in Deutschland	9
<i>Nachfolgearbeit im ehemaligen Jugoslawien</i>	
„Mir za Zenskim Likom“ – Peace with a Female Face	10
<i>Israel und Palästina</i>	
Die Dialogseminare 2019	18
<i>Palästina und Israel</i>	
Dank an alle Mitarbeiter*innen	20
<i>Palästina und Israel - Stimmen aus dem Frauen*seminar</i>	
„Alle waren geschockt, dass das eine reale Situation ist“	21
<i>Israel und Palästina - Stimmen aus dem Frauen*seminar</i>	
„Mein Haar ist nicht unanständig“	27
<i>Palästina und Israel - Seminarvorbereitung</i>	
„Wir fahren nicht dorthin, um Freundinnen zu finden und Spaß zu haben“	32
<i>Palästina und Israel - Nachfolgeaktivitäten</i>	
„Das ist die Veränderung, die ich erreichen wollte“	36
<i>Israel und Palästina - Stimmen aus dem allgenders-Seminar</i>	
„Alle reden von Frieden, niemand spricht von Empathie“	42
<i>Israel und Palästina - Stimmen aus dem allgenders-Seminar</i>	
„Es gibt keinen humanen Weg, um drei Uhr nachts in das Haus einer Familie einzudringen“	50
<i>Israel und Palästina - Frauen*seminar</i>	
„Nie wieder!“- Workshop zur deutschen Geschichte	59

<i>Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina</i> Begegnungen im ehemaligen Jugoslawien	64
<i>Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina</i> Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	66
<i>Erstbegegnung in Split, Kroatien</i> „Ihr könnt einen Unterschied machen...“	67
<i>Erstbegegnung in Split, Kroatien</i> Vergessene Kinder des Krieges	72
<i>Erstbegegnung in Split, Kroatien</i> „Sind wir nicht machtlos?“	77
<i>Serbien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina</i> Stimmen von Teilnehmer*innen	79
<i>Netzwerk in Kroatien, Serbien und Bosnien-Herzegowina</i> Wochenendbesuch nach Srebrenica	83
<i>Palestine Women’s Union, Khan Younis, Gazastreifen, Palästina</i> Ferienspiele der Kindergärten in Khan Younis	88

Liebe Unterstützerinnen und Unterstützer!

Die Situation in den Ländern unserer Partner*innen ist denkbar unterschiedlich. Auch wenn Nationalisten in den Ländern des ehemaligen Jugoslawien das politische Feld beherrschen und Hass und Hetze stetig präsent sind, leben die Menschen meist ohne physische Gewalt nebeneinander. In Israel und Palästina gehört hingegen auch physische Gewalt zum Alltag: Militär in den Straßen, willkürliche Verhaftungen, Vertreibung, Granatenangriffe.

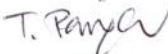
Im ehemaligen Jugoslawien entstand aus den Begegnungen das grenzüberschreitende Jugendnetzwerk Youth United in Peace, das kontinuierlich in die Gesellschaft hineinwirkt. In Israel und Palästina ist die gemeinsame Weiterarbeit vor Ort nach den Seminaren ungleich schwieriger. Viele Teilnehmende haben Angst vor Anfeindungen und Repression, lokale Netzwerke sind schwieriger aufzubauen und aufrechtzuerhalten.

Teilnehmende aus beiden Projektregionen stoßen auf ein verbindendes Problem: die fehlende politische Veränderung. Nicht selten laufen Massenproteste ins Leere und haben keine Auswirkungen auf politische Entscheidungen. Dies führt zu Enttäuschung. *„Ich glaube, dass die internationale Gemeinschaft müde geworden ist, sich für unseren Konflikt zu interessieren, weil die Besatzung einfach nicht endet (...)“*, beschreibt eine israelische Teilnehmerin die Situation.

Im ehemaligen Jugoslawien sind zudem fehlende wirtschaftliche Perspektiven für immer mehr Menschen ein Grund wegzuziehen. Die Arbeit im Projekt gibt Hoffnung und motiviert, weiter für politische Veränderungen einzustehen. *„Ich habe lange einen Grund gesucht, in dieser Heimat (...) zu bleiben, um weiter für ein besseres Morgen zu kämpfen. Ich denke, ich habe ihn endlich gefunden“*, sagte eine Teilnehmerin der Erstbegegnung in Split.

Ungeachtet der Frustrationen im politischen Alltag arbeiten die Aktiven von *Ferien vom Krieg* weiter. Ihre Unterstützung ermöglicht dieses Engagement – vielen Dank dafür!


Brigitte Kläß


Tessa Pariyar


Katharina Ochsendorf

Dialoge und Begegnungen möglich machen!

Im vergangenen Jahr haben wir den überwältigenden Gesamtbetrag von 349.094 Euro erhalten, der sich aus einer Vielzahl von Spenden unterschiedlicher Höhe zusammensetzt.

Immer wieder sind wir freudig erstaunt, wie viele Menschen *Ferien vom Krieg* schon über Jahrzehnte unterstützen. Genauso freuen wir uns über die Spender*innen, die uns 2019 zum ersten Mal gefördert haben.

Gerade auf Grund steigender Kosten (z.B. bei Transport und Unterkunft) ist es äußerst wichtig für uns, noch mehr Menschen für das Projekt zu begeistern und neue Spender*innen zu gewinnen. Helfen Sie mit und machen sie Freund*innen und Bekannte auf das Projekt aufmerksam – digital in den sozialen Medien oder auch persönlich.

Auch im Jahr 2019 riefen viele Spender*innen anlässlich ihrer Geburtstage, Jubiläen oder im Gedenken an ihre Liebsten bei Trauerfeiern zu Spenden für *Ferien vom Krieg* auf und trugen so auch dazu bei, das Projekt bekannter zu machen. Informationsmaterial, wie z.B. Flyer, Spendenaufrufe oder Jahresberichte schicken wir Ihnen hierfür gerne kostenfrei zu. Rufen Sie uns einfach im Kölner Büro an; über den persönlichen Kontakt und Austausch mit Spender*innen am Telefon oder per Email freuen wir uns sehr.

Danke für Ihr Vertrauen in unsere Arbeit und vor allem in die Arbeit der Partner*innen. Die finanzielle und politische Unabhängigkeit, die uns durch die Tatsache, dass das Projekt sich fast ausschließlich aus privaten Spenden finanziert möglich ist, wissen wir sehr zu schätzen. Gerade in Zeiten eines weltweiten Rechtsrucks, erstarkenden Nationalismen und der Wiederbelebung eines chauvinistischen Konservatismus' ist Ihre solidarische Spende für unsere friedenspolitische Graswurzelarbeit ein unschätzbare Gut.

Sehr wichtig sind für uns auch jedes Jahr die zahlreichen Spenden von Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, die uns in Form von Kollekten erreichen. 2019 erhielten wir so über 9.923 Euro. Viele Gemeinden unterstützen uns regelmäßig, nicht selten mehrmals pro Jahr. Dafür sind wir sehr dankbar. Helfen Sie uns dabei, weitere Kirchengemeinden zu gewinnen und

schlagen Sie *Ferien vom Krieg* in ihrer Gemeinde oder bei Kirchen in ihrem Wohnort für die Kollekte vor.

Wie auch in den letzten Jahren berieten uns Familie Brückmann von der Druckerei hbo und Markus Zodtner vom Berliner Reisebüro „Sparen und Urlaub“ kompetent und unkompliziert – ganz herzlichen Dank hierfür! Auch allen Mitarbeiter*innen der Jugendakademie Walberberg möchten wir an dieser Stelle für die freundliche Unterstützung bei den Dialogseminaren danken.

Ein herzlicher Dank gilt zudem der Stiftung „Dialoge und Begegnungen“ für ihre besonders großzügige Unterstützung. Ebenso schätzen wir sehr, dass auch die Habicht-Schultheis-Stiftung und die GLS-Dachstiftung mit ihrer großartigen Spende zur Realisierung unserer Arbeit beigetragen haben.

Ganz herzlichen Dank, dass Sie mit Ihrer Spende ermöglicht haben, dass junge Menschen sich begegnen, Vorurteile und Hass überwinden und Perspektiven für ein friedliches Miteinander entwickeln können.

*Gemeinsam für Frieden, Toleranz, Menschenrechte und gegen das Vergessen der Kriege aktiv werden — Teilnehmer*innen der Erstbegegnung in Spilt*



Rudi Koch – Kunstwerke für *Ferien vom Krieg*



Rudi Kochs Selbstportait,
Linolschnitt

Bereits im Dezember 2018 verstarb Rudolf ‚Rudi‘ Koch. Beruflich war Rudi Koch zunächst Lehrer für Sport und Kunst und später Fachleiter im Referendariat des Fachs Kunst.

Der Maler und Pädagoge hat bereits zu Lebzeiten das Projekt auf vielfältige Art und Weise sowohl ideell als auch finanziell unterstützt. So spendete er beispielsweise regelmäßig seine Honorare, die er für seine Tätigkeit in Kunstkursen an der Bremer Universität erhielt, an *Ferien vom Krieg*.

Wie viele Familien war es auch Rudi Kochs Angehörigen ein Bedürfnis, in ihrer Trauer an andere Menschen zu denken. So baten sie anlässlich seiner Trauerfeier statt Blumen und Kränzen um Spenden für das Projekt.

Im Sommer 2019 organisierte nun eine langjährige Weggefährtin von Rudi Koch eine Ausstellung seiner Bilder in Bremen, bei der Besucher*innen die Kunstwerke auch gegen Spende an *Ferien vom Krieg* erwerben konnten. Insgesamt kamen so mehrere Tausend Euro zusammen.

Wir sind tief beeindruckt und sehr dankbar für die Verbundenheit und das Engagement Rudi Kochs für das Projekt – sogar über sein Leben hinaus.

Mitarbeiter*innen in Deutschland

Der vor knapp drei Jahren gegründete Koordinationskreis des Projekts ist mittlerweile aus dem Arbeitsalltag von *Ferien vom Krieg* nicht mehr wegzudenken. Neben regelmäßigen, drei bis viermal jährlich stattfindenden Treffen, bei denen wir gemeinsam planen, auswerten und das Projekt stetig weiterentwickeln, unterstützen die ehrenamtlichen Mitarbeiter*innen auch darüber hinaus das Projekt äußerst engagiert. Egal, ob bei Übersetzungen, Vorträgen, der Begleitung und Dokumentation der Dialogseminare und Begegnungen oder beispielsweise dem gemeinsamen Erarbeiten einer neuen Fundraisingstrategie, sie stehen uns mit Rat und Tat zur Seite.

Ein herzliches Dankeschön für das großartige Engagement und den unermüdlichen Einsatz gilt

**Emina Beganovic, Gudrun Weichenhan-Mer, Khalil Toama, Laura Kotzur,
Michael Hiller, Muhammad Kaskeia, Rebekka Edelmann
und Schulamith Weil.**

Auch in diesem Jahr stehen zahlreiche gemeinsame Aktionen an: Vom 21. Mai bis 1. Juni 2020 werden wir mit einem Infostand am Rosenhof in Göttien bei der Kulturellen Landpartie im Wendland sein und mit Vorträgen das Programm bereichern. Wir freuen uns sehr über Ihren Besuch!

Wir möchten uns auch herzlichst bei unseren Kolleg*innen im Grundrechtekomitee, Bettina Jung, Britta Rabe, Dirk Vogelskamp und Michèle Winkler für die kollegiale Zusammenarbeit bedanken. Auch Günther Pabst, der weiterhin unsere Finanzen bucht, gilt unser Dank!

Infostand beim Edelweißpiratenfestival 2019 in Köln



Nachfolgeaktivitäten im ehemaligen Jugoslawien

„Mir za Zenskim Likom“ - Peace with a Female Face

(Text: Brigitte Kläß) Vom 31.01. bis 02.02.2020 organisierte unsere Partnerorganisation Link (engl. „Verbindung“) aus Sombor eine Konferenz mit dem Titel „Mir za Zenskim Likom“ (Frieden mit weiblichem Gesicht). Medica Mondiale, eine feministische Frauenrechts- und Hilfsorganisation, die während des Jugoslawienkrieges die erste Klinik für vergewaltigte Frauen eröffnete und ihre Situation international bekannt machte, finanzierte die Konferenz. Insgesamt nahmen 70 Personen teil, die Hälfte davon Jugendliche und Mitarbeiterinnen von LINK und YU-Peace, die andere Hälfte Frauen aus Bosnien, Kroatien und Serbien, die den Krieg erlebt und überlebt hatten.

Ziel dieser Konferenz war es, das Thema „Vergewaltigte Frauen und ihre Kinder“ aus dem Dunkel der Scham, des Schweigens und Ignorierens ins Licht der Öffentlichkeit zu bringen und einen Diskurs dazu zu starten, um konkrete Verbesserungen, wie beispielsweise Gesetzesänderungen, für die betroffenen Frauen und Kinder zu erreichen.

Die Idee, dieses Thema im Rahmen einer Konferenz weiterzuerfolgen, entstand während der diesjährigen Erstbegegnung in Split nach dem Workshop von Ajna Jusic, die dort über ihre persönliche Geschichte als Kind, das nach

einer Vergewaltigung geboren wurde sowie ihren Aktivismus für die Rechte dieser Kinder und Frauen sprach (siehe S.72). In Sombor ergriffen Jelena Štulić, die 2012 erstmalig zur Erstbegegnung nach Neum kam, Valerija Forgić und Jasmina Boric, die seit Jahren im Projekt „Ferien vom Krieg“ mitarbeiten und bei Link aktiv sind, die Initiative, die Idee zu verwirklichen. Die Konferenz und die anschließende Onlinekampagne zeigen die Vielfältigkeit der Nachfolgeaktivitäten der Begegnungen in den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens, die





Sandra Vitaljić, Valerija Forgić und Jelena Štulić (v. li.n. r.) während der Konferenz

mittlerweile über den Bereich der Arbeit mit Jugendlichen hinausgehen und auch auf andere Teile der Gesellschaft wirken.

Im ersten Vortrag der Konferenz führte Sandra Vitaljić aus, mit welchen Mitteln die Medien vor Beginn des Krieges Angst, Misstrauen und Hass zwischen den verschiedenen Ethnien säten, um die eigene Bevölkerung gegen einen so produzierten „Feind“ zusammenzuschweißen. In ihrer Untersuchung von serbischen und kroatischen Medien vor Kriegsbeginn zeigte sie Beispiele: Bilder von einer Friedensdemonstration wurden in einen Marsch von *Tschetniks* (serbische Nationalisten) umgedeutet; kroatische Medien bauten systematisch das Feindbild vom „rückständigen, serbischen *Tschetnik* mit langem Bart und fehlenden Zähnen“ auf.

Alte Konflikte aus dem 2. Weltkrieg wurden reaktiviert und jede Seite deutete die Geschichte in ihrem Interesse um. Gegner der Nationalisten wurden aus einflussreichen Positionen in Politik, Kultur und den Medien entfernt, eine Methode, die heute wieder angewandt wird und Grundlage für neue Konflikte bildet.

Sehr schnell kamen aus dem Publikum Meldungen zu diesem Punkt. Erst sprachen die Jugendlichen, dann erzählten auch die älteren Frauen Beispiele für diese Art von Propaganda aus ihrem Umfeld: Eine Boulevardzeitung brachte eine riesige Überschrift „Hrvat ermordete Bosniak“ (Kroate ermor-

dete Bosnier). Erst im Artikel wurde dann klar, dass es sich bei dem Täter wie dem Opfer um Männer handelte, deren Nachnamen Hrvat und Bosniak lauteten, und die Tat überhaupt keinen nationalistischen Hintergrund hatte. Mehrere Beiträge aus dem Publikum drehten sich um Nationalflaggen, die in allen Teilen des ehemaligen Jugoslawiens eine wichtige Rolle spielen. In Vukovar gibt es eine Vorschrift, dass nur dann die Flagge einer Minderheit (in diesem Fall eine serbische) gezeigt werden darf, wenn daneben auch eine kroatische Flagge hängt, die größer ist. Bei Hochzeiten, Fußballspielen und Schulveranstaltungen sind Nationalflaggen immer wieder eine Quelle von Auseinandersetzungen. In Srebrenica (Bosnien-Herzegowina) weigerte sich ein orthodoxer Priester zuerst, eine Hochzeit unter serbischer Flagge zu vollziehen. Er wurde von der Hochzeitsgesellschaft so bedroht, dass er das Paar dann doch traute.

In Vukovar werden immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen, z.B. über Fußball oder Liebesbeziehungen, als nationale Konflikte dargestellt.

Ein bosnischer Teilnehmer berichtete, wie er nach Novi Travnik zog, eine Stadt, die zwischen Kroaten und (bosnischen) Muslimen geteilt ist. Er hatte von den Feindseligkeiten gelesen, die Berichte aber nicht geglaubt und einen Job im kroatischen Teil der Stadt angenommen. Schon am ersten Tag wurde ihm bei den vielen Anfeindungen gegen Muslime angst und bange. Schließlich ging er als Tarnung sonntags in die Kirche, worauf er im muslimischen Teil Novi Travniks als *Ustascha* (kroatischer Nationalist) und Verräter beschimpft wurde.

Viele Redner*innen berichteten davon, dass die Medien nur an negativen Geschichten interessiert seien und diese häufig bereits selbst mitbrächten. Eine Frau aus Srebrenica erzählte von einem Interview, das sie gegeben hatte. Obwohl sie vorher klargestellt hatte, dass sie eine positive Geschichte aus ihrer Stadt erzählen würde, packte der Journalist eine negative Geschichte aus und wollte einen Kommentar von ihr dazu. Sie warf ihn aus dem Haus, fühlte sich danach aber völlig hilflos und dieser Art von Berichterstattung ausgeliefert. Eine Frau aus Bratunac berichtete, dass es in ihrer Stadt zwei Frauengruppen gibt, eine serbische und eine muslimische, die aber gut zusammenarbeiten. Als Mitglieder beider Gruppen an einer Frau-



Die Teilnehmerinnen der Konferenz bei Aufnahmen für die Onlinekampagne

enkonferenz teilnahmen, berichteten die Medien, dass sich die Gruppen bekämpfen würden.

Die Konferenzteilnehmer*innen vereinbarten, in Zukunft keine negativen Geschichten mehr in den sozialen Medien zu teilen, sondern bewusst positive Nachrichten zu verbreiten, um der medialen Hetze etwas entgegenzusetzen.

Im zweiten Teil der Konferenz begann Ajna Jusic ihren Vortrag mit einer Erinnerung an ihren Workshop in Split. Die Diskussion mit den Jugendlichen bei der Erstbegegnung hätte die Zielsetzung ihres Kampfes erweitert. Bisher hätte sie mit den betroffenen Frauen gearbeitet und sich für verschiedene Gesetzesänderungen eingesetzt, jetzt sei es auch ihr Ziel, an einer besseren Welt für junge Menschen zu arbeiten.

Dann sprach sie über die Situation der vergewaltigten Frauen und ihrer Kinder. In Bosnien-Herzegowina wurden während der Kriege 1991-1995 geschätzt 25.000 - 50.000 Frauen vergewaltigt.

Natürlich gab es auch schon vor dem Krieg Vergewaltigungen. Sie waren Teil des patriarchalischen Systems, das von Männern verlangte, keine Emotionen zu zeigen und ihnen Macht über die Frauen versprach. Die Gesellschaft schaute weg oder gab den Opfern die Schuld: Sie hätten freizügige Kleidung getragen, sich aufreizend verhalten, sie hätten es gewollt oder zumindest

akzeptiert. Nur wenn Frauen aus der eigenen Familie betroffen waren, wurde dem Täter die Schuld gegeben.

Während des Krieges hatten Vergewaltigungen verschiedene Formen: Kollegen oder Nachbarn vergewaltigten Frauen, die sie seit Jahren kannten. Soldaten vergewaltigten Frauen der Feinde oder verschleppten sie in ihre Kasernen und Unterkünfte, hielten sie dort wochenlang fest und vergewaltigten sie immer wieder. Viele dieser Frauen wurden anschließend von ihren Peinigern getötet.

Alle Kriegsparteien richteten sogenannte „sichere Gemeinschaftsunterkünfte“ ein, z.B. in Schulen oder Privathäusern. Sie forderten Frauen und Kinder auf, in diese Unterkünfte zu ziehen und versprachen ihnen, dass sie dort sicher seien. In diesen Unterkünften wurden Frauen von den Soldaten der Feinde, aber auch von Männern aus der eigenen Volksgruppe vergewaltigt. „In diesem Punkt waren sich die Männer aller Seiten einig“, sagte Ajna Jusić.

Über die Zahl der Kinder, die nach diesen Vergewaltigungen geboren wurden, liegen keine genauen Zahlen vor. Schätzungen sprechen von bis zu 5000 Kindern. Die betroffenen Frauen, die Ajna Überlebende nennt, trieben ab, ließen Kinder in Kliniken zurück oder gaben sie zur Adoption frei. Andere

Ajna Jusić und Vlasta Marcovic von der YU-Peace Gruppe in Tuzla



zogen ihre Kinder liebevoll groß, schwiegen aber über ihre Herkunft, um die Kinder zu schützen. Eine unausgesprochene „Konspiration des Schweigens“ zwischen den Müttern und der Gesellschaft erzeugte ein bis heute anhaltendes Tabu, über die Herkunft der Kinder zu sprechen: Sie wurden zu sogenannten „unsichtbaren Kindern“. Wurde ihre Herkunft bekannt, mussten sie mit Diskriminierung rechnen oder wurden als „Brut der Feinde“ beschimpft. Aus der Arbeit ihrer NGO „*Vergessene Kinder des Krieges*“ (siehe S.76) weiß Ajna von ca. 100 Kindern, die bis heute nicht ahnen, dass sie bei einer Vergewaltigung gezeugt wurden. Die Frauen erzählen es ihren Kindern auch deshalb nicht, weil sie Angst haben, dass sogar ihre eigenen Kinder sie verachten könnten.

Dieses Schweigen, die Angst vor der Wahrheit, das Getuschel über Mütter ohne Männer, die Beschuldigung, eine Hure zu sein, bestimmen und vergiften das Leben der Frauen bis heute. Viele von ihnen sagten, die schwerste Zeit kam erst nach der Vergewaltigung.

Als Ajna von ihrer Herkunft erfuhr, war sie vor allem wütend über die Reaktion der Gesellschaft und erkannte, wie notwendig es war, offen über die Problematik zu sprechen und die Gesellschaft dazu zu bringen, Mütter und Kinder als zivile Kriegsoffer anzuerkennen. Denn die Mütter geben die Traumata an ihre Kinder weiter.

Dazu zeigte Ajna den Film „*Meine Tochter lebt mein Leben*“, in dem eine Mutter berichtet, wie ihre Tochter in der Schule und bei Behördengängen immer wieder die Geschichte der Vergewaltigung ihrer Mutter erzählen muss, um zu begründen, warum sie den Namen des Vaters nicht kennt, und dadurch immer wieder mit ihrem Trauma konfrontiert wird. Sie erzählt, wie ihre Tochter sie tröstet und unterstützt, wenn sie von ihren Erinnerungen überwältigt wird. „*Vergessene Kinder des Krieges*“ streitet deshalb für die Anerkennung auch der Kinder als zivile Kriegsoffer und ihre Gleichstellung mit den Kindern von Kriegsveteranen, die leichter an Stipendien kommen oder beim Kauf eines Hauses von massiven Steuererleichterungen profitieren. Das Netzwerk beauftragte eine Rechtsanwältin, die bosnischen Gesetze und die internationalen Konventionen zu sichten und zu vergleichen. Es war das erste Rechtsgutachten, das sich mit der Frage der Vergewaltigungen und ihren Folgen in Bosnien beschäftigte. Die Anwältin fand heraus, dass die For-

derung der Behörden, in allen Anträgen oder Dokumenten den Namen des Vaters anzugeben, keine gesetzliche Grundlage hat. Das Gesetz verlangt nur den Namen *eines* Elternteils - den Namen des Vaters *oder* der Mutter.

In den drei Teilen Bosnien-Herzegowinas: Republika Srpska, der bosnisch-kroatischen Föderation und dem Distrikt Brcko gelten unterschiedliche Regelungen für die Anerkennung der vergewaltigten Frauen als zivile Kriegsopfer. Ziel ist es, zuerst das Gesetz in der bosnisch-kroatischen Föderation zu verbessern und es dann für das ganze Land verbindlich zu machen.

Ein Ziel haben Ajna und ihre Mitstreiter*innen bereits erreicht: Das Schweige-Tabu ist gebrochen, es wird über die „unsichtbaren Kinder“ gesprochen. Ajna plant, ihre Organisation auszuweiten und für Frauen aus allen anderen Ländern des ehemaligen Jugoslawiens zu öffnen. Jede Vergewaltigung ist schlimm, die Leiden aller Überlebenden sind gleich schlimm. Deshalb weigert sich Ajna, über die Nationalität von Opfern oder Tätern zu sprechen und eckt damit bei vielen Politiker*innen in Bosnien-Herzegowina an, die mit Nationalismus Politik machen.

Zum Abschluß der Konferenz entwickelten die Frauen eine Online-Kampagne unter dem Motto: „Nie wieder! – Keine Frau soll mehr eine Vergewaltigung erleiden müssen!“, die noch im Frühjahr ins Netz gehen soll. Die Kampagne hat das Ziel auch auf Vergewaltigungen von Frauen in

*Interessiert hören Konferenzteilnehmer*innen Ajnas Vortrag zu.*



Bosnien heutzutage aufmerksam zu machen. Auch heute werden meist Frauen selbst dafür verantwortlich gemacht. Die Gesellschaft schweigt und schont damit die Täter. Die Teilnehmerinnen der Konferenz fordern Frauen aller Länder auf, sich an dieser Kampagne zu beteiligen, über die wir in den nächsten Monaten mehr auf unserer Homepage berichten werden.

Stimmen über die Konferenz

„Der Krieg und seine Folgen sind für mich ein sehr schwieriges und belastendes Thema. Als eine Frau, die über 50 Jahre alt ist und Teil der tragischen Geschichte Ex-Jugoslawiens war, hatte ich mich immer gefragt, ob es überhaupt möglich sei, darüber unparteiisch und objektiv zu reden. Hier konnte ich erleben, dass es geht. Für mich ist besonders wichtig, dass die jungen Leute verstehen, dass sie in Zeiten, in denen die „Bösen“ ihr Werk beginnen, nicht still und passiv sein dürfen, wenn sie das Richtige tun wollen. Ich war immer davon überzeugt, dass es mehr anständige Menschen in Ex-Jugoslawien gab, das gilt auch für die Zeit nach dem Krieg, aber inzwischen ist mir klargeworden, dass die „Guten“ vor 20 Jahren die Gelegenheit verpassten, ihren Wert unter Beweis zu stellen, so dass sie überwältigt wurden. Als ein Kind des Sozialismus besitze ich viele schöne Erinnerungen an die gemeinsame Kindheit mit Freunden aus anderen Ethnien. Aber trotz dieser glücklichen Kindheit und Jugend störte mich damals der Mangel an unabhängigem, kritischem Denken in der Gesellschaft. Ich sehe darin einen der Gründe, der zur Übermacht der „Bösen“ führte. Deshalb war ich so froh zu sehen, wie die jungen Leute hier zusammenarbeiten und über die Geschichte und das Verhalten der Menschen diskutieren. So werden sie stabile und gesunde Beziehungen aufbauen, die auch schlechte Zeiten überstehen. Ich wünsche ihnen alles Gute für diese Arbeit, denn davon hängt die Qualität ihrer Zukunft ab.

Ich sehe Ajna als Aufklärerin für uns. Dafür möchte ich ihr danken und ich wünsche ihr Kraft, diese Arbeit weiterzuführen, um die Welt ein bisschen besser zu machen. Ich möchte mich daran beteiligen und so viel wie möglich dazu beitragen. Ich möchte Mitglied des Netzwerks „Vergessene Kinder des Krieges“ werden und jede Möglichkeit nutzen, diese Arbeit zu unterstützen. Ajna, hier bin ich.“ (Dinka Huremović aus Tuzla)

Die Dialogseminare 2019

„Das Seminar hat mich motiviert, aktiv gewaltfrei die Besetzung zu bekämpfen“, sagte uns Deniz in einem Café in Hebron im Dezember 2019. Er hat bereits 2009 am Seminar teilgenommen und ist bis heute in Hebron politisch sehr aktiv. Wir trafen ihn sowie Martha, eine israelische Teilnehmerin aus dem Jahr 2017, bei unserer Reise. Diesmal sprachen wir gezielt mit Menschen, deren Teilnahme schon (etwas) länger zurückliegt, um sie zu fragen, inwieweit die Erfahrung des Seminars heute noch bedeutsam für sie ist. Spannend war, dass die Erfahrung weiterhin präsent für sie ist und im Seminar geknüpfte Kontakte weiter bestehen. Zudem wirken die Seminare in Hinsichten, die über die Auseinandersetzung mit dem Konflikt weit hinausgehen: „Ich habe auch gelernt, Dinge mehr von außen zu betrachten und besser zu analysieren“, erklärte Martha.

Beim Frauen*seminar konnte 2019 zum ersten Mal in der Projektgeschichte eine Teilnehmerin aus dem Gazastreifen dabei sein. Auch wenn dies leider eher die Ausnahme bleiben wird, hat es den Seminarprozess sehr bereichert (siehe S. 21). Zudem zeichnete sich bereits während des Seminars ab, dass die Gruppe besonders motiviert war, gemeinsam weiterzuarbeiten. Die Gruppen beider Seminare hatten bereits mehrere Nachfolgetreffen; die israelische Gruppe des Frauen*seminars machte eine Tour durch die Stadt Lod (Palästina), die Gruppe des Allgenders-Seminars hatte kürzlich sogar ihr erstes bi-nationales Treffen und Teilnehmerinnen des Frauen*seminars beteiligen sich gemeinsam an Demonstrationen gegen die Polizeigewalt im Ost-Jerusalem Viertel Al-Issawiya.

Das Allgenders-Seminar setzten wir nun mit den Partnerinnen um, mit denen wir 2018 entschieden hatten, eine langfristige Partnerschaft aufzubauen; letztes Jahr hatten wir bereits über das vorbereitende Teambuilding in Jordanien Anfang 2019 berichtet. Die Methodik der Gewaltfreien Kommunikation (GfK) für den Dialog zu nutzen, stellte Teilnehmende wie auch das Moderationsteam vor Herausforderungen; insgesamt waren die Rückmeldungen jedoch positiv. „Nur, weil das Seminar im Geist der GfK stattfand,



*Palästinensische Teilnehmer*innen des Frauen*seminars besuchen im Rahmen der Nachfolgeaktivitäten das in verschiedene Zonen aufgeteilte Dorf Walajeh.*

habe ich mich entschieden teilzunehmen. Ich habe genug von gewaltsamem politischem Diskurs ...“, sagte eine israelische Teilnehmerin und eine Andere beschrieb die Wirkung so: „Die GfK half, aufgebrachte Geister zu beruhigen, Klarheit zu schaffen ... ohne diese ‚Entschärfung‘ wäre es vielleicht nicht gelungen, zu sprechen und die Anderen in Momenten ... des Streites zu hören.“ Aus der Erfahrung in 2019 sind viele Ideen für die Weiterentwicklung des Seminarprogramms entstanden, die wir 2020 umsetzen werden. Auch werden wir 2020 einmalig mit einer kleineren Teilnehmer*innengruppe arbeiten, um Struktur und Programm besser konsolidieren zu können.

„Dieses Jahr wird es bestimmt nicht einfacher, Teilnehmerinnen zu finden“, kündigte unlängst die palästinensische Koordinatorin des Frauen*seminars an: Angesichts der politischen Entwicklungen um Trumps „Friedensplan“ ist ungewiss, ob vielleicht 2020 weniger Menschen an den Dialogseminaren teilnehmen wollen. Wahrscheinlich ist hingegen, dass sich Repressionen weiter verschärfen und die Vor- und Nachfolgearbeit vor Ort schwieriger wird. Besorgt waren wir auch darüber, dass 2019 im Vorfeld des Frauen*seminars Teilnehmerinnen gezielt eingeschüchtert wurden (siehe S. 32). Die Theatergruppe, mit der wir 2018 das Allgenders-Seminar umgesetzt hatten, hat neben regelmäßigen Treffen abschließend im Sommer 2019 zwei halb-öffentliche Aufführungen organisiert (siehe S. 36). Gerade dieses kontinuierliche Engagement, welches auch direkt in die jeweiligen Gesellschaften hineinwirkt, begeistert und bestärkt uns in unserer Arbeit.



*Der Eingang eines in verschiedene Zonen getrennten Hauses in Walajah, einem Dorf, welches die Teilnehmer*inenn des Frauen*seminars als Nachfolgeaktion besuchten. Besucher*innen der Familie brauchen eine Einreiseerlaubnis für Jerusalem.*

Dank an alle Mitarbeiter*innen in Israel und Palästina

An dieser Stelle möchten wir uns ganz herzlich bei allen Koordinator*innen und Moderator*innen unserer Partner(organisationen) in Israel und Palästina für ihr Engagement und ihren Mut, trotz der damit verbundenen Risiken weiterhin Dialoge über Grenzen hinweg möglich zu machen, bedanken. Da Mitarbeitende vor allem in Palästina, aber auch immer häufiger in Israel, Repressionen und Anfeindungen ausgesetzt sind, haben wir uns in Absprache mit ihnen aus Sicherheitsgründen entschlossen, sie in unseren Berichten nicht namentlich zu nennen und Gesichter nur nach Absprache zu zeigen.

Auch die Namen aller Teilnehmenden sind, sofern nicht explizit von ihnen gewünscht, geändert und deshalb jeweils am Anfang des Artikels mit * gekennzeichnet. Auch das Fotografieren während der Seminare ist sensibel zu handhaben. Es bleibt für uns eine Herausforderung, aussagekräftige und gleichzeitig ansprechende Bilder zu machen. Insbesondere palästinensische Teilnehmende haben Angst auf den Fotos dieses Berichts (der ja auch in digitaler Form auf unserer Homepage herunterladbar ist) erkannt und dann als „Verräter*in“ oder „Normalisierer*in“ beschimpft zu werden. Deshalb zeigen wir hier Palästinenser*innen, und wenn von ihnen gewünscht auch Israel*innen, nur von hinten, verummt oder mit nachträglich durch Bildbearbeitung verfremdeten Gesichtern.

*Palästina und Israel – Stimmen aus dem Frauen*seminar*

„Alle waren geschockt, dass das eine reale Situation ist“

*Bisher sind Versuche, Teilnehmende aus dem Gazastreifen für die Seminare zu gewinnen, regelmäßig gescheitert: Sie erhielten keine Reiseerlaubnis oder hatten zu große Angst vor Repressionen. 2019 konnte erstmalig in der Geschichte des Projekts jemand aus Gaza am Frauen*seminar teilnehmen.*

Mit Katharina Ochsendorf spricht Marja Q. über ihre Motivation, den Seminarprozess und berichtet über den Alltag im Gazastreifen.*

K.O.: Was ist deine Motivation, am Seminar teilzunehmen?

Marja Q.: Anfangs wollte ich vor allem kommen, weil das Seminar mir die Chance bietet, mit Israelinnen zu sprechen. Es gibt nicht viele Gelegenheiten, bei denen wir uns ohne Furcht voreinander begegnen können – ohne Angst vor dem, was uns als Palästinenserinnen und Israelinnen über die jeweils Anderen beigebracht wird. Außerdem habe ich diese Friedensbotschaft: Ich will zeigen, dass nicht alle Bewohner*innen von Gaza Gewalt unterstützen und die meisten ganz normale Leute sind, die einfach ein normales Leben führen wollen, mit garantieren Grundrechten – wie dem Recht auf Bewegungsfreiheit, dem Recht auf Bildung oder Zugang zu medizinischer Versorgung. Alles, was man in den Medien über Gaza hört, ist, dass so Viele durch Kriege getötet werden, durch Auseinandersetzungen zwischen Hamas und Fatah oder Hamas und Israelis. Und die Leute kennen die Geschichte hinter diesen Menschen nicht. Einige sind nur Unschuldige und werden trotzdem getötet, weil sie angeblich Terrorist*innen sind.

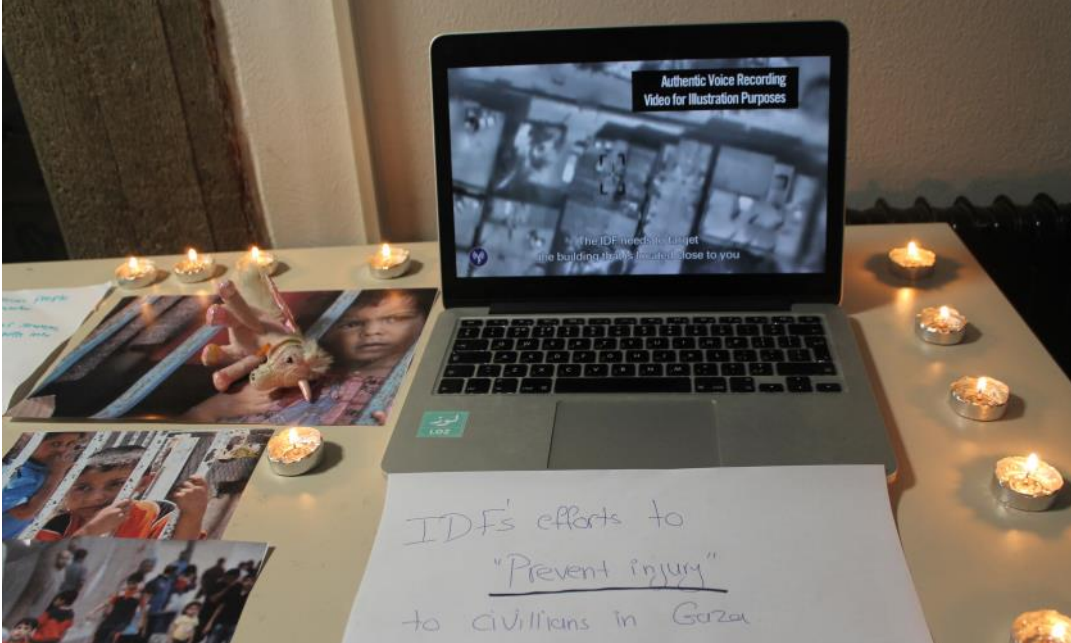
K.O.: Und was waren deine Erwartungen an das Seminar?

M.Q.: Ich habe heute in der bi-nationalen Sitzung gesagt, dass meine Erwartung war, dass die Israelinnen engstirnig wären, dass sie nicht hören wollen würden, was ich über Menschen aus Gaza oder Palästinenser*innen generell zu sagen habe und dass sie die „Hamas-Karte“ zücken würden, darauf bestehen würden, dass sie sich gegen uns absichern müssen, weil wir sie töten wollen. Aber ich habe sie als großartige Frauen* kennengelernt, sie

waren neugierig, mehr über die Situation zu erfahren. Sie zeigten viel Mitgefühl dafür, dass wir keine Schutzräume haben, wenn Raketen über unseren Köpfen einschlagen. Sie waren solidarisch mit unserer Situation. Ich war erleichtert, dass ich meine Botschaft rüberbringen konnte – und sie haben sie akzeptiert. Sie haben meine Erwartungen also glücklicherweise nicht erfüllt. Und sie werden das, was ich ihnen erzählt habe, hoffentlich weitertragen.

K.O.: Bei der Ausstellung zum palästinensischen historischen Narrativ beim Seminar gab es einen speziellen Bereich für Gaza. Man musste einen Kontrollpunkt passieren, um hineinzugelangen. Was hast du dort gezeigt und warum?

M.Q.: Bei der Ausstellung wurde mir am Anfang gesagt, „das ist dein Bereich, nutze ihn, um deine Botschaft mit möglichst einfachen Mitteln rüberzubringen“. Ich wollte den Kontrollpunkt aufbauen, weil ich drei Genehmigungen einholen muss, wenn ich den Gazastreifen verlassen will. Die erste von der Hamas: Sie lassen mich nicht raus, wenn meine Reise ihnen verdächtig erscheint, wenn sie denken, dass ich nach Israel reise oder Israel*innen treffe und mit ihnen kollaboriere. Die zweite Genehmigung ist von den Israelis, denn sie sind sehr besorgt um ihre Sicherheit, auf eine extreme und schlechte Art und Weise. Sie behandeln mich wie eine Terroristin und verhindern meine Einreise, es sei denn, sie haben mich vorher komplett überprüft, zum Beispiel, dass ich keine Verwandten habe, die mit der Hamas oder mit dem Widerstand zusammenarbeiten, oder dass ich nicht an Aktivitäten beteiligt bin, die den Widerstand unterstützen. Sogar, wenn ich nur einen Verwandten hätte, der im Krieg gestorben ist, egal ob er bei der Hamas ist oder nicht, würde ich keine Erlaubnis bekommen. Weil sie Angst vor uns haben, weil ihre Regierung uns als Monster präsentiert. Die dritte Genehmigung ist von den Jordanier*innen: Wir haben keine Flughäfen oder Häfen, also nutzen wir den Flughafen in Jordanien. Mir als Palästinenserin aus Gaza ist es nämlich nicht gestattet, den Ben-Gurion-Flughafen [in Tel Aviv] zu nutzen. Es gibt also viele Kontrollpunkte, manchmal halten sie das Auto an, überprüfen unsere Papiere oder lassen uns stundenlang warten. Das hängt von der Laune der Soldat*innen ab, die gerade Dienst haben. Ich hatte Glück, dass ich auf dem Weg hierher keine Probleme hatte.

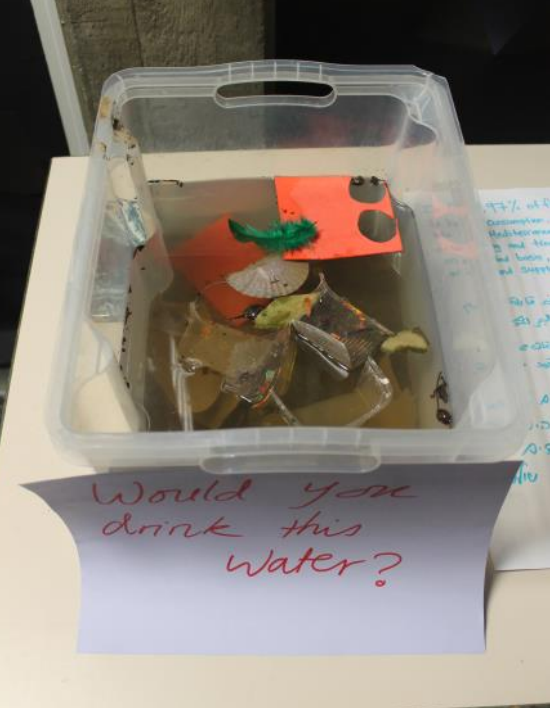


*Video einer Bombardierung im Gazastreifen: Soldat*innen „informieren“ die Bewohner*innen zehn Minuten vorher.*

K.O.: Im Ausstellungsraum habe ich diese Tonbandaufnahme gehört, ein surrendes Geräusch, was war das?

M.Q.: Drohnen. Israelis nutzen sie, um Informationen über die Bewegungen der Bewohner*innen von Gaza zu sammeln und uns zu kontrollieren. Jeden Tag, 24 Stunden. Keine bestimmten Anlässe, keine Gnade: Sogar während unserer Feste und an Feiertagen. Sie behaupten, es ist zu ihrer Sicherheit. Das Geräusch ist immer da. Tagsüber ist es kaum hörbar, aber nachts ist es sehr laut, und es ist nervtötend. Und dann die Sirenen von Krankenwagen ständig im Hintergrund. Wir leiden unter der mangelnden medizinischen Versorgung; manchmal sterben Menschen, weil sie nicht die nötige Behandlung bekommen.

Auf der anderen Seite des Ausstellungsraums gab es ein Video mit Ton. Es war ein israelischer Soldat während des Krieges 2014. Er ruft in einem Haus an und fordert die Bewohner*innen auf, das Gebäude binnen zehn Minuten zu räumen, weil sie es angreifen werden. Eine Frage: Wie viele wichtige Sachen kannst du in zehn Minuten packen und mitnehmen? Die Wirkung des Videos war sehr berührend: Ich sah einige Israelinnen weinen und sie sagten, wie leid es ihnen tut und dass sie ihr Bestes tun werden, damit das nie wieder geschieht.



*Stark kontaminiertes Leitungswasser:
Alltag im Gazastreifen*

K.O.: Müssen Soldat*innen warnen, bevor sie ein Gebäude bombardieren?

M.Q.: Ja, nach dem Gesetz müssen sie das. Aber sie sprechen meist nur Hebräisch. Wenn du Glück hast und Hebräisch sprichst, dann kannst du es verstehen und kommst in zehn Minuten raus. Manchmal sprechen sie Englisch. Aber es ist ein hebräisches Englisch und kaum verständlich; auch deshalb gibt es manchmal zusätzliche Opfer. Ich habe den Anderen von zwei Beispielen erzählt, in Gaza-Stadt und Khan Younis; die Gebäude wurden zerstört, während die Besitzer*innen noch drin waren.

K.O.: Eine andere Sache, die mir aufgefallen ist, war ein Eimer mit sehr schmutzigem Wasser – was hatte es damit auf sich?

M.Q.: (...) Das Grundwasser [in Gaza wird] abgepumpt (...). Der Grundwasserspiegel ist stark gesunken. Er ist unterhalb des Meeresspiegels und unterhalb des Abwasserspiegels — und alles hat sich vermischt. Das Leitungswasser ist sehr verschmutzt. Es gibt Filter und Chlor, um Infektionen zu vermeiden. Aber wir können es nur zum Wischen oder Wäsche waschen nutzen.

K.O.: Wie waren die Reaktionen auf den Teil der Ausstellung?

M.Q.: Alle waren geschockt, dass das eine reale Situation ist. Sie konnten sich das nicht vorstellen. Sie hören und lesen darüber, aber sie konnten es nicht fühlen und erleben. Die Dunkelheit hatte auch einen besonderen Effekt. Ich habe das Licht manchmal ausgeschaltet. So konnten sie erleben, wie es sich anfühlt, nur drei bis sechs Stunden am Tag Strom zu haben. Ich habe auch Statistiken aufgehängt, über die Einwohner*innenzahlen in Gaza, die Armutsrate, die Arbeitslosigkeit und diese Dinge. Und auf der anderen

Seite Zahlen über die Toten in der Gazakriege und einen Vergleich der Raketenbeschüsse von Israel auf Gaza und von der Hamas auf Israel.

K.O.: Wie war es, die einzige Teilnehmerin aus dem Gazastreifen zu sein?

M.Q.: Es war wirklich hart. Besonders, als wir Palästinenserinnen unser historisches Narrativ vorbereitet haben. Alle anderen in der Gruppe wussten über die Situation im Westjordanland Bescheid, aber sie wussten nichts über Gaza. Also wollte erstmal niemand bei mir mitmachen und ich war allein. Das war sehr schwer für mich, ich fühlte diese Einsamkeit – ich war allein, wie immer. Ich bin allein, wenn ich zum Flughafen fahre und wenn ich der schlechten Behandlung durch die Jordanier*innen (*Anm.: die jordanischen Beamten*) ausgesetzt bin, ich bin allein, wenn ich den Rafah-Grenzübergang nutze und die Ägypter*innen (*Anm.: die ägyptischen Beamten*) mich wie Müll behandeln, und jetzt war ich allein unter meinen eigenen Leuten, weil sie die Situation nicht kennen und nicht mitmachen wollen. Dann haben Kira und Lea sich gemeldet und ich habe mich sehr unterstützt gefühlt.

K.O.: Also war die Ausstellung nicht nur für die Israelinnen, sondern auch für die anderen Palästinenserinnen gedacht?

M.Q.: Selbstverständlich. Denn sie dürfen nicht nach Gaza und die Bewohner*innen von Gaza dürfen nicht raus. Ich habe Glück, weil ich in einer internationalen Organisation arbeite, aber ich habe drei Jahre gebraucht, um die dauerhafte Reiseerlaubnis zu bekommen. Letztes Jahr haben vielleicht zehn Personen von allen NGOs Erlaubnisse bekommen. Bei den anderen wurden die Anträge aus „Sicherheitsgründen“ abgelehnt.

K.O.: Es ist sehr bewegend, dass du hier bist. Ich bewundere deinen Mut, denn ich weiß, hier teilzunehmen, ist ein großes Risiko für dich.

M.Q.: Nicht bloß für mich. Wenn es nur um mich ginge, wäre das nicht so wichtig. Es ist auch meine Familie. Ihr habt mir die Möglichkeit gegeben, mein Kopf und mein Herz Menschen zu öffnen, vor denen ich Angst hatte. Und jetzt empfinde ich sie nicht nur als Freundinnen, sondern als Familie. (...) Es ist ein Privileg, hier sein zu dürfen.

K.O.: Wie schaffst du es, so offen und positiv zu sein, den Anderen nicht zum Beispiel mit Wut zu begegnen, bei dem, was du tagtäglich erlebst?

M.Q.: Ich habe von klein auf Rassismus und Hass erlebt. Ich wurde in Saudi-Arabien geboren und in der Schule behandelten sie mich wie eine Sklavin. Sie beschimpften uns als Ausländer*innen. Dann haben sie alle Palästinenser*innen ausgewiesen, weil damals Saddam Hussein Kuwait angriff und Arafat ihm zur Seite stand, weil er wollte, dass Hussein Israel angreift. Wir gingen nach Jordanien, aber, weil wir Gaza-Papiere hatten, durften wir ihre Schulen nicht besuchen. All das Leid hat mir gezeigt, dass Hass mehr Hass hervorbringt. Rache wird zu mehr Tod und Kummer führen. Und wenn ich in einer guten Umgebung leben möchte, sollte ich nicht gegen den Friedensprozess kämpfen, sondern ich sollte die bekämpfen, die dafür sorgen, dass Menschen leiden. Ich will nicht, dass irgendwer erleben muss, was ich erlebt habe. Wir haben so viel Platz auf der Erde, wir müssen niemanden leiden lassen. Ich habe viel erlebt, die erste Intifada, die Oslo-Verträge, den Friedensprozess, die zweite Intifada und die Räumung der Siedlungen im Gazastreifen. Und sogar nach drei Gazakriegen wächst tagtäglich mein Glaube daran, Frieden aufzubauen. Töten wird mehr Töten bringen. Aber Liebe und Leidenschaft werden mehr Liebe bringen, mehr Frieden, werden uns einander verstehen lassen und uns erlauben, die Identität des Anderen anzuerkennen ... Ich wünschte, ich könnte mehr tun.

In Zahlen veranschaulichte Lebensrealität im Gazastreifen



„Mein Haar ist nicht unanständig“

Im Rahmen des „Open Space“ organisieren Teilnehmerinnen selbst Workshops zu Themen, die ihnen wichtig sind. Ahlam D. und Noah A.*, eine palästinensische und eine israelische Teilnehmerin, organisierten gemeinsam einen Workshop zum Thema religiöse Kopfbedeckungen. Im Gespräch mit Laura Kotzur teilen sie ihre Erfahrungen und ihre persönlichen Sichtweisen auf das Thema Kopfbedeckungen mit – ein Thema, dass bei den Seminaren immer wieder kontrovers diskutiert wird.*

L.K.: Wie hat euch der Workshop gefallen? Was waren eure Erfahrungen?

Noah A.: Ich fand es super. Ich denke, der Gedanke, die Haare zu bedecken, hat in beiden Religionen den gleichen Hintergrund, aber wie wir dies als Individuen ausführen, ist von Person zu Person unterschiedlich. Für mich geht es nicht um Bescheidenheit. Und auch das Alter ist anders. Für uns ist es der Zeitpunkt der Heirat, wenn du anfängst, deine Haare zu bedecken. Für Muslime ist es sozusagen das Frauwerden.

Ahlam D.: Tatsächlich wusste auch ich nichts darüber, wie Jüdinnen ihren Kopf bedecken, also war es auch für mich sehr interessant, mehr darüber zu erfahren. Es ist wirklich etwas anders als bei uns. Im Islam fangen wir an, Hijab zu tragen, wenn wir erwachsen werden, unsere Periode bekommen. Aber das Mädchen muss nicht, sie ist frei darin zu entscheiden. Was mich angeht, habe ich nur so auf meine Periode gewartet, damit ich endlich Hijab tragen kann. Ich wollte unbedingt Hijab tragen. So richtig kenne ich den wahren Grund nicht, aber das Bedürfnis kam von ganz tief drinnen. Vielleicht, um mich besser zu fühlen, wer weiß, aber es war etwas tief in mir. Am Anfang war meine Familie dagegen. Sie sagten, nein mach's nicht, warte lieber vielleicht noch ein weiteres Jahr. Und ich sagte aber, nein, ich bin bereit dafür. Ich habe die Entscheidung für mich getroffen und bereue es nicht. In dem Workshop erzählte ich, dass ich auch damit tun kann, was immer ich will. Mein Hijab ist nichts, was mich daran hindert, irgendetwas zu tun. Es ist nur

ein Stück Stoff und ich kann damit machen, was ich will. Wir haben viele Stoffe und viele Farben und können jeden beliebigen Stil wählen. (...)

N.A.: Auch für mich war es immer nur eine Sache für ältere Frauen, weil meine Großmütter ihre Haare bedeckten und meine Mutter nicht. Also dachte ich, dass es nur eine alte Tradition war. Aber als ich älter wurde und mit 17 Jahren die Highschool beendete, fing ich an, darüber nachzudenken und ein langer Denkprozess begann. Als ich heiratete, entschied ich, dass ich mein Haar bedecken möchte, aber nicht aus Bescheidenheit, denn mein Haar ist nicht unanständig. Es geht nicht um die Männer, sondern um mich und meine Verbindung zu Gott. Es ist eine religiöse Sache. Also beschloss ich, meine Haare zu bedecken, aber ich zeige meinen Pferdeschwanz. Und auch religiöse Männer bedecken ihre Haare auf eine Weise, wie zum Beispiel mit der Kippa. Das ist ein kleines Stück Stoff auf dem Kopf. Ultraorthodoxe tragen samtene Kippa oder einen Hut. Es gibt also ganz unterschiedliche Arten der Kopfbedeckung. Aber im Allgemeinen ist die Idee, deinen Kopf zu bedecken oder etwas auf deinen Kopf zu legen, einfach die, dass du noch etwas über dir hast. Du bist nicht das Größte auf der ganzen Welt, wie wir manchmal denken würden. So ist es auch für mich. Und weil ich in einer säkularen Umgebung lebe, selbst mein Mann ist nicht religiös, fungiert es auch als eine Erinnerung an mich selbst. Ich bin religiös und habe es gewählt. Es trägt viel zu meinem Wohlbefinden bei, aber es ist auch eine Ver-



antwortung.

A.D.: Also ich denke, ich teile die gleiche Idee. Es ist ein religiöses Zeichen. Ich zum Beispiel, gebe Männern nicht die Hand, so wissen sie das auch von Weitem. Es ist ein klares Zeichen, dass ich eine religiöse Person bin und ich fühle mich so viel wohler.

N.A.: Ja, es setzt Grenzen. Ich gebe zwar anderen Menschen die Hand und habe sogar auch dieses Jahr angefangen, andere zu umarmen, aber eben nur mit engen Freunden. Aber zunächst mal wissen sie, dass es eine ganz besondere Sache für mich ist. Selbst wenn ich sie umarme, sitzen sie nicht zu nah neben mir und ja, es macht es einfach sehr deutlich, dass ich die Grenzen dort setze, wo ich sie haben möchte.

A.D.: Es ist eine sehr höfliche Art, Nein zu Jungs zu sagen. (...)

N.A.: Aber ich muss sagen, dass ich auch manchmal meine Kämpfe habe. Weil meine Beziehung zu Gott eben auch wie jede andere Beziehung ist. Sie hat ihre Höhen und Tiefen und manchmal habe ich das Gefühl, nicht die richtige Entscheidung getroffen zu haben; und dann wiederum bin ich super zuversichtlich. Aber das ist etwas, das ich immer in mir behalten werde. Ich weiß nicht, was in fünf Jahren sein wird, aber in den letzten vier Jahren, seit ich verheiratet bin, ist es etwas, worauf ich sehr stolz bin.

A.D.: Ich habe auch meine Kämpfe. Weil wir unter der Besatzung leben, habe ich oft Probleme. So kann ich mit Hijab unmöglich in viele ihrer [der Israelis] Gebiete gehen und dann ziehe ich es vor, niemals dorthin zu gehen. Zum Beispiel teilen wir uns theoretisch den gleichen Zug in Jerusalem, aber ich würde nie diesen Zug nehmen. Ich kann mich nicht wohl oder sicher in dem Zug fühlen, wenn ich Hijab trage und sie dadurch sofort erkennen würden, dass ich Araberin bin. Und auch hier in Europa können sie mich sofort erkennen. Es ist ein starkes Symbol und sie denken dadurch, dass sie meine Identität schon kennen, noch bevor sie jemals mit mir gesprochen haben.

N.A.: Ich teile diese Erfahrung nicht und es tut mir leid, dass du sie durchmachen musst. Aber ich weiß, wovon du sprichst. Es offenbart Vorurteile bei anderen. Bei mir denken viele Leute, dass ich politisch extrem rechts eingestellt bin oder Araber*innen hasse, weil ich meine Haare bedecke. Aber es ist eben auch meine Entscheidung, Hosen zu tragen, was in der religiösen

Gesellschaft wiederum nicht akzeptabel ist. Normalerweise trägst du entweder Kleid oder Rock.

L.K.: Hast du also auch mit Vorurteilen zu kämpfen?

N.A.: Nun, ich bin Musikerin und kam zu dieser neuen Band. Eines der Bandmitglieder ist schwul und er hatte tatsächlich große Angst davor, dass eine religiöse Frau der Gruppe beitreten würde. Er dachte, ich würde ihn hassen und seine Anwesenheit in der Gruppe als inakzeptabel empfinden. Es brauchte drei Bandproben, um klarzumachen, dass das nicht so ist und vor allem auch nichts mit Religiosität zu tun hat. Ich hasse weder homosexuelle Menschen noch Menschen überhaupt!

A.D.: Wenn andere Menschen dich im Hijab sehen, entscheiden sie sofort über deine Gedanken, deine Vorstellungen und deinen Glauben. Solche Vorurteile wie sie mag keine Schwulen und so weiter. Ich kenne das auch. Nur weil du Hijab trägst, bestätigt das für sie das Bild, das in ihre Vorstellung von dir passt.

N.A.: Es ist bevormundend! Ihr kennt die Kultur nicht, ihr kennt die Menschen nicht. Aber das ist genau das, was viele westliche weiße Menschen tun: Sie denken, „wir haben die schlauesten Gedanken und werden sie euch aufzwingen.“ Und ich sage damit nicht, dass es nicht auch sein kann, dass die Kopfbedeckung unfreiwillig getragen wird. Natürlich gibt es das. Es kann durch Unterdrückung und Gewalt geschehen, aber das kann nicht von außen gelöst werden, sondern immer nur von innen heraus.

L.K.: Wie haben die Teilnehmerinnen auf das, was ihr mit ihnen geteilt habt, reagiert?

N.A.: Es war sehr interessant. Ich hatte das Gefühl, dass sie mit der sehr westlichen Idee, dass das Bedecken des Haars ein Ausdruck von Unterdrückung ist, zu uns kamen und dann im Laufe des Workshops zu mehr Akzeptanz gelangt sind und es nicht einfach nur grundlos ablehnen. In meiner Religion sind es sowohl Frauen als auch Männer, die ihren Kopf auf unterschiedliche Weise bedecken. Für mich entspringt das also dem gleichen Grund, aber ich spreche dabei nur für mich selbst.

L.K.: Selbstverständlich.

N.A.: Nein, eben nicht! Genau das ist es, was die Leute tun. Sie hören einer

Person zu und denken dann: Oh, alle jüdischen Frauen sind so! Aber es gibt so viele Arten von Kopfbedeckungen. Einige Frauen tragen eine Perücke, andere bedecken ihr gesamtes Haar mit einem Turban und wieder andere bedecken nur einen Teil und viele tragen überhaupt keine Haarabdeckung und sind dennoch religiös.

A.D.: Ja, hier ist es das Gleiche. Viele Frauen sind religiös, aber sie tragen keinen Hijab. Es geht nur um die Beziehung zwischen Gott und der Person.

N.A.: Das Seminar verändert das ganze Leben. Ich habe das Gefühl, dass die Art und Weise, wie ich denke und rede, dass ich mich in den letzten zwei Wochen sehr verändert habe. Ich glaube nicht, dass ich noch die gleiche Person bin. Meine Vorstellungskraft ist jetzt größer und mein Spektrum des Möglichen hat sich deutlich erweitert. Ich denke, den Schmerz in einer anderen Person zu sehen und ihn gemeinsam zu fühlen, ist nicht so, als würde man davon in der Zeitung lesen. Ich denke, die persönliche Erfahrung ist die Wichtigste. Leider haben wir zu Hause dazu nicht die Möglichkeiten. Wir treffen uns vielleicht mal im Zug, aber dann ist es wie immer: Oh, sie trägt Hijab und oh, sie bedeckt ihre Haare. Und wir sprechen nicht mit einander. Das bringt also nichts.

*Im palästinensischen Narrativ zeigen die Teilnehmer*innen, wie ein und dasselbe Ereignis in den palästinensischen, israelischen und internationalen Medien unterschiedlich dargestellt wird.*



Palästina und Israel – Seminarvorbereitung

„Wir fahren nicht dorthin, um Freundinnen zu finden und Spaß zu haben“

*Was passiert eigentlich vor den Seminaren? Die Teilnehmenden bereiten sich selbstverständlich auf das Seminar vor und werden von den lokalen Koordinator*innen nach bestimmten Kriterien ausgewählt. Die palästinensische Koordinatorin des Frauen*seminars schilderte uns den Auswahl- und Vorbereitungsprozess und die Herausforderungen, denen sie gemeinsam mit den Teilnehmerinnen begegnete.*

Normalerweise machen wir keinerlei Werbung, das heißt wir posten zum Beispiel keine Veranstaltungshinweise auf Facebook und es gibt keine öffentliche Ausschreibung. Ich frage Personen oder Organisationen, denen ich vertraue, oder auch Personen, die in zivilgesellschaftlichen Organisationen aktiv sind. So bekomme ich Vorschläge und Empfehlungen für potentielle Teilnehmerinnen; manchmal geben Menschen auch meine Telefonnummer an Interessierte weiter. Als nächstes bitte ich die Interessierten darum, mir einen kleinen Text über sich selbst schreiben, in welcher Phase ihres

*Eigene und kollektive Geschichte reflektieren: Palästinensische und israelische Teilnehmer*innen diskutieren während der Ausstellung des israelischen Narrativs.*



Lebens sie gerade sind, wo sie leben, wie alt sie sind, eben ein paar Grundinformationen. Danach führe ich ein Gespräch mit ihnen, wenn möglich, treffe ich sie persönlich, und mache mir ein Bild davon, ob sie in unser Seminar passen und ob das Seminar zu ihnen passt. Dieses Jahr habe ich zum ersten Mal mit einem kurzen Bewerbungsformular gearbeitet, in dem die Interessentinnen auch ihre Motivation schildern sollten.

Im ersten Vorbereitungstreffen sind dann meistens noch ein paar mehr Teilnehmerinnen als es Plätze gibt; dann füllen wir gemeinsam die Visumsanträge aus und beginnen mit der Vorbereitung, aber am Ende kommen nicht alle mit zum Seminar.

Zum einen ist es so, dass es insbesondere für die Palästinenserinnen, die im Westjordanland leben, ziemlich heikel ist, Israelinnen zu treffen. Wie auch in den Vorjahren realisierten einige von ihnen erst beim ersten Vorbereitungstreffen wirklich, dass beim Seminar Israelis sein werden. Ich erkläre ihnen das Projekt und dass es darum geht, über den Konflikt zu sprechen, über unsere Geschichten zu sprechen und dass es für mich keine Normalisierung ist. Wir fahren nicht dorthin, um Freundinnen zu finden und Spaß zu haben, ohne über unsere Frustration und die Unterdrückung durch die Besatzung zu sprechen. Dieses Jahr gab es viele, die erst sehr interessiert waren und dann nach einer Weile Angst bekamen: Sie sagten mir ganz direkt, dass sie große Angst haben, dass ihre Familie, Freund*innen und Arbeitgeber*innen ein Problem mit ihrer Teilnahme hätten und sie daher aussteigen. Deshalb hatte ich die Warteliste.

In der Vorbereitung sollen die Teilnehmerinnen einander kennenlernen, ich will sie kennenlernen und es ist wichtig, auch die Gruppendynamik zu beobachten und darauf zu achten, dass die Gruppe eine gewisse Diversität hat. Auch schaue ich darauf, ob die Teilnehmerinnen interessiert sind und sich aktiv beteiligen. Denn wir wissen, dass oft anfangs ihre Motivation eher die Möglichkeit ist, nach Europa zu reisen. Ich erkenne an, dass aufgrund der finanziellen und politischen Situation und den bürokratischen Hürden des Visaprozesses Palästinenser*innen oft kaum Möglichkeiten haben, außerhalb Palästinas zu reisen. Aber selbstverständlich möchte ich auch aktive und interessierte Teilnehmerinnen haben.



*Gemeinsam besichtigen Teilnehmer*innen die Grotten in Maastricht, die im 2. Weltkrieg auch als Schutzraum dienten.*

Zum anderen gab es dieses Jahr ein besonderes Problem, weil es in der Vorbereitungsphase Drohungen gab. Ein Arbeitskollege von vier Frauen, die gemeinsam in derselben Firma arbeiten und alle zum Seminar kommen wollten, hat zufällig gehört, was sie vorhaben. Er fand das nicht gut und hat ihnen gedroht, dass er ihnen „das Leben richtig schwer machen“ würde, wenn sie am Seminar teilnahmen. Beim ersten Vorbereitungstreffen mussten wir den Ort des Treffens verlegen und ich habe auch die Details über die Adresse erst am frühen Morgen des gleichen Tags rausgegeben, weil dieser Kollege behauptet hatte, er wisse, wo sich die Gruppe treffen würde und er würde dort hinkommen, das Treffen auffliegen lassen und alle als Verräterinnen und Kollaborateurinnen bloßstellen.

Ich selbst hatte auch Angst und habe mich bei Freund*innen informiert, was ich in so einem Fall machen könnte. Sie sagten mir alle, dass ich dann einfach die Polizei rufen könnte, weil wir ja nur eine Gruppe palästinensischer Frauen* sind, die sich treffen, und gar keine Israelis dabei sind. Es war schwierig, weil alle nervös waren und wegen seiner Drohung die ganze Zeit aus dem Fenster raus schauen. Dann fuhr ein Auto vorbei und eine derer, die mit ihm in der gleichen Firma arbeitet, sagte, es sei sein Auto. Aber er saß nicht am Steuer. Trotzdem war es furchteinflößend und alle waren angespannt.

Ich versuche immer, von Anfang an herauszufinden, wer wirklich Interesse am Seminar hat und wer vielleicht nur kommt, um eine Szene zu machen oder die Informationen weiterzugeben und dem Projekt zu schaden.

Selbst jetzt, zum Ende des Seminars hin, verfolge ich die Situation mit diesem Arbeitskollegen weiter. Zum Glück hat ihn sein Arbeitgeber verwarnet, denn es verstößt gegen seinen Arbeitsvertrag, Kolleg*innen aufgrund von Religion oder politischer Einstellung zu diskriminieren. Das hat uns etwas

geholfen und er hat aufgehört, die Teilnehmerinnen zu belästigen. Am Ende sind drei von vier mitgekommen, aber sie hatten alle Angst. Auch ich hatte die ganze Zeit während des Seminars Angst, dass jemand aus meiner Gruppe Informationen weitergibt, was am Ende auch gestimmt hat: Eine der besagten Teilnehmerinnen ist mit ihm in Kontakt geblieben. Sie wollte ihn überzeugen, dass das Seminar keine Normalisierung ist. Aber ich sagte ihr: „Siehst du nicht, dass diese Person dir überhaupt nicht zuhört? Er hat doch kein Interesse an dem, was du sagst, ihm ist egal, ob du Argumente hast“. Er war wirklich aggressiv und hat versucht, auch noch andere in der Firma zu finden, die ihn dabei unterstützen, die Teilnehmerinnen bloßzustellen. Er hatte sogar Posts aus Facebook veröffentlicht, es war schrecklich.

Trotz allem war der Vorbereitungsprozess dieses Jahr insgesamt produktiver im Vergleich zum letzten Jahr. Insbesondere mein Moderationsteam hat mich sehr stark unterstützt und wir haben auch den Auswahlprozess gemeinsam gemacht. Besonders freut mich, dass eine Teilnehmerin vom letzten Jahr dieses Jahr als Moderatorin dabei war. Ich habe mit ihr gearbeitet und sie vorbereitet, sie ist sehr engagiert. Zudem war die Diversität der Gruppe dieses Jahr einzigartig: neben Palästinenserinnen aus dem Westjordanland waren auch Palästinenserinnen mit israelischer Staatsangehörigkeit und sogar eine Teilnehmerin aus dem Gazastreifen dabei.

Israelische Teilnehmende lernen im palästinensischen Narrativ die Sicht der „Anderen“ auf historische Ereignisse kennen.



Palästina und Israel - Nachfolgeaktivitäten

„Das ist die Veränderung, die ich erreichen wollte“

(Text: Tessa Pariyar) In den letzten Tagen des Allenders-Seminar 2018 entstand in der Gruppe, die sich dem Dialog über den Konflikt und die Besatzung mittels Theatermethoden genähert hatte, die Idee, während der Nachfolgetreffen weiter mit dieser Methodik zu arbeiten. Sie wollten die Geschichten der Teilnehmer*innen weiterentwickeln und diese zum Abschluss bei Aufführungen einem Publikum zeigen. Bis in den Sommer des vergangenen Jahres trafen sich die Teilnehmenden zu je vier zweitägigen, bi-nationalen Treffen, 15 uni-nationalen Treffen, die getrennt oder teils vor oder nach den Gesamtgruppentreffen stattfanden und einem Skype-Treffen. Letzteres war eine digitale Notlösung. So konnten sich die Teilnehmer*innen wenigstens über den Bildschirm „wiedersehen“, nachdem das erste gemeinsame Treffen mehrmals verschoben werden musste. Dies hatte unterschiedliche Gründe: Die anfänglich enormen Schwierigkeiten, Reisegenehmigungen für die palästinensische Gruppe aus Nablus für gemeinsame Treffen in Tel Aviv zu erhalten, aber auch der Krieg in Gaza, die zeitweise Belagerung von Nablus durch die Israelische Armee und die Verhaftung des Vaters einer palästinensischen Teilnehmerin.

Die ersten uninationalen Treffen waren nicht einfach. Zurück Zuhause wurden die Teilnehmenden von der Realität vor Ort und ihrem geschäftigen Alltag mit Arbeit und Universitätsvorlesungen wieder eingeholt: Viele der jüdischen Israe-

Israelische Mitglieder der Theatergruppe bereiten sich auf ein Skype-Treffen vor.



lis standen vor der Frage, ob sie zur Armee gehen sollten und für die Palästinenser*innen stieg in der politischen Realität der Besatzung der Druck von Freund*innen und Familie, nicht weiterhin Teil des Projekts zu sein. Umso bewundernswerter ist es, dass die Mehrheit der Gruppe bis zum Ende motiviert dabeiblieb.

Auch den Konflikt mit der Methodik des Theaters auf der Bühne zum Ausdruck zu bringen, war vor Ort, jenseits der Routine des Seminars, besonders für die Palästinenser*innen herausfordernd. *„Wie immer war es für die Teilnehmenden nicht einfach, offen intime Gefühle zu zeigen und diese mit den anderen zu teilen, insbesondere auf der Bühne als Schauspieler*innen: Aus der Starre zum Leben zu erwachen und anfangen, zu sprechen.“* (Alle kursiv gekennzeichneten Zitate sind den Berichten der Koordinator*innen und Moderator*innen der Partnerorganisation entnommen.)

Mitte Januar 2019 war es dann endlich soweit, die Palästinenser*innen hatten Reisegenehmigungen für ein zweitägiges Treffen in Israel erhalten: *„Es war das erste persönliche Treffen der Gesamtgruppe seit dem Seminar in Deutschland. Politisch hatte sich viel ereignet, dadurch stieg auch der Druck auf die Palästinenser*innen, nicht mehr teilzunehmen. Wir begannen mit einem Austausch über unsere Aktivitäten in den letzten Monaten und unserer Motivation, das Programm fortzusetzen. (...) Danach lasen die Teilnehmenden ihre Monologe, die sie im Voraus vorbereitet und besprochen hatten. Yael und Moran sprachen über ihren Aktivismus gegen die Besatzung und den Preis, den sie zahlen. Dies hat geholfen, das Vertrauen zwischen den beiden Gruppen wieder aufzubauen.“*

Während zwei der israelischen Teilnehmenden ihren Armeedienst total verweigerten und Andere mit ihrem Ersatzdienst in sozialen Einrichtungen begannen, entschied sich eine Teilnehmerin nach langem Überlegen doch zur Armee zu gehen: *„Rotem kam vorbei, um sich von der Gruppe zu verabschieden, da sie entschieden hatte, zur Armee zu gehen. Es war mutig von ihr, sich dieser kontroversen Diskussion zu stellen. Allmählich verstanden die Anderen, dass sie so entschieden hatte, nicht weil sie die Armee unterstützt, sondern weil sie bereit ist, diesen Preis zu zahlen, damit später ihre Stimme, die zur Beendigung der Besatzung aufruft, in der israelischen Gesellschaft gehört wird.“*



Bei der Abschlusssaufführung in Tel Aviv zeigen die Teilnehmenden eine Szene die sie im Seminar entwickelt und während der Nachfolgetreffen weiter ausgebaut haben. Dies Szene zeigt eine Palästinenserin die von einem israelischen Soldaten beim Passieren des Checkpoints erschossen wird.

Während den folgenden Treffen arbeiteten die Teilnehmenden weiter an ihren Geschichten, die sie auf der Bühne zeigen wollten, sowohl inhaltlich als auch methodisch. *„Yara entschloss sich an ihrer Geschichte mit der Methode des Story-telling (Erzählung) weiterzuarbeiten. Zusammen bastelten sie an der Szene. Alya half, Mohammad spielte mit Yara und dann kam Hasan dazu. Yara wollte ein sehr persönliches Thema ansprechen (darstellen?): Wie kann ein "Mevukash", jemand, der von der israelischen Armee verfolgt und verhaftet wird, sein Leben fortsetzen?“*

In der israelischen Gruppe drehen sich viele der Geschichten, die geprobt wurden, um sie den Anderen zu zeigen, um die Armee und die Herausforderungen, denen Israelis begegnen, wenn sie den Militärdienst verweigern: *„Moshe und Aaron feilten an ihrem Dialog zwischen einem Großvater und seiner Enkelin, die nicht zur Armee will. Der Rest der Gruppe spielte als Familie in der Szene mit, was die israelische Gesellschaft und den Druck, sich der Armee anzuschließen, widerspiegeln sollte. Yael, Moran und Yaron hatten eine Szene am Checkpoint vorbereitet: Eine palästinensische Frau wird erniedrigt, als von ihr verlangt wird, ihren Hijab zu entfernen, bevor ihr erlaubt*

*wird, Essen für ihre Kinder zu holen. Wir versuchten den Standpunkt der jungen Soldat*innen weiter auszubauen, die ebenfalls von ihren Kommandant*innen und der israelischen Gesellschaft unterdrückt werden, und sprachen über Geschlechterfragen an Checkpoints von beiden Gesichtspunkten.“*

Schon beim ersten gemeinsamen Treffen kam die Idee auf, die Methode des *Theaters der Unterdrückten*, die vom brasilianischen Regisseur und Theaterautor Augusto Boal entwickelt wurde, auszuprobieren. Diese bindet Zuschauer*innen partizipativ ein und gibt ihnen während des Stücks die Möglichkeit, in eine Rolle zu schlüpfen und den Lauf der Handlung zu verändern. Das stieß bei der Gruppe auf große Begeisterung und sie beschlossen, dieses Mittel in der Abschlussaufführung zu nutzen.

Das Wochenende der Aufführungen rückte näher und die Teilnehmenden diskutierten die Herausforderungen einer halb-öffentlichen Aufführung besonders im Hinblick auf die Sicherheit der Schauspieler*innen während des Spiels, aber auch das Risiko von Anfeindungen und Verleumdung im Nachhinein. Gemeinsam beschlossen die Teilnehmer*innen, vorwiegend mit Masken oder vermummt zu spielen und die Zuschauer*innen zu bitten, Handys während der Aufführung nicht mit in den Theaterraum zu bringen und auch nicht zu fotografieren. Außerdem wurde abgemacht, dass vorerst ausschließlich Menschen, die der Partnerorganisation oder den Teilnehmenden persönlich bekannt sind, eingeladen werden, dies aber auch explizit Menschen mit konservativer oder auch religiös- nationaler politischer Auffassung miteinschließen sollte.

Die Uraufführung fand in Thalita Kumi in Beit Jala statt, welches in der Zone C in der Westbank liegt und somit auch für Israelis zugänglich ist. Beide Gruppen trafen sich dort am Tag vor der Aufführung zur Generalprobe und um die letzten Feinheiten abzusprechen. Vor allem die palästinensische Gruppe fieberte dem Ereignis entgegen. Gleichzeitig waren die Schauspieler*innen auch nervös, da einige ihrer Familienmitglieder und Freund*innen am nächsten Tag kommen würden. *„Für sie war es eine Art Test nicht nur für ihre Theaterfähigkeiten, sondern auch für ihre nationale Loyalität. Sie mussten beweisen, dass sich dieses Projekt lohnt“.*

Bei ihrer Ankunft und dem ersten Zusammentreffen mit der israelischen

Gruppe schienen die Familienmitglieder der palästinensischen Teilnehmer*innen reserviert, die Atmosphäre angespannt. Es gab eine kurze Eröffnung, Erklärungen zum Projekt und der Methode des *Theaters der Unterdrückten*, dann begann die Aufführung. Die Gruppe zeigte ihre Szenen und schon bald erhoben sich die ersten Zuschauer*innen von ihren Stühlen und wurden Teil des Spiels. *„Die Beteiligung des Publikums übertraf alle Erwartungen. Sowohl als sie in Rollen schlüpfen, um der Szene neue Richtungen zu geben, als auch während der Diskussion, die auf jede Szene folgte. Während des Mittagessens war die Atmosphäre anders. Diejenigen, die vorher reserviert waren, waren viel offener. Besonders bemerkenswert war die Reaktion eines Bruders einer Teilnehmerin, der sie zuvor unter Druck gesetzt hatte, die Gruppe zu verlassen. Nach der Vorstellung änderte sich seine Wahrnehmung. In der abschließenden Diskussion nach dem Mittagessen brachte er seinen Respekt vor dem Programm zum Ausdruck. Die Diskussion mit den Teilnehmern danach war lebhaft und euphorisch. (...) Hasan erinnerte sich an die Zweifel, die er im ersten Seminar vor seiner Reise nach Deutschland an der Macht des Theaters geäußert hatte. Jetzt, sagte er, kann er wirklich die Wirkungen sehen, die es auf das Publikum hat.“*

Auch die Aufführung in Tel Aviv am Folgetag wurde überraschend gut vom Publikum aufgenommen: *„Wir zeigten u.a. die Szene, die Yara geschrieben*

Beim „Theater der Unterdrückten“ intervenieren Menschen aus dem Publikum, schlüpfen in eine entsprechende Rolle und ändern den Lauf den Verlauf der dargestellten Szene.





Die persönliche Geschichte des Vaters einer palästinensischen Teilnehmerin, der viele Jahre in israelischer Haft verbracht hatte, wurde Teil der Aufführung.

*hat und die die wahre Geschichte ihres Vaters erzählt, der, nachdem er in der 2. Intifada gekämpft hatte, für viele Jahren inhaftiert war. Im Gefängnis erkannte er die Bedeutung und den Wert von gewaltfreiem Aktivismus. Trotzdem wurde er in den letzten Monaten erneut festgenommen und zweimal geschlagen. Diese und die anderen Geschichten berührten die Herzen und forderten die Köpfe des Publikums heraus. In einer Gruppendiskussion nach der Vorstellung sagte Leah, eine Schulleiterin aus Haifa: Ich wurde aus meiner Komfortzone gerissen. Ich bin entschlossen, einen Weg zu finden, um meinen Schüler*innen diese Themen nahezubringen, ohne als Verräterin dargestellt zu werden. “ Und Yara erwiderte darauf, „Das ist die Veränderung, die ich erreichen wollte.“*

Es war ein Wochenende voll Mut machender Erfahrungen, positiver Rückmeldungen und Reaktionen des Publikums, welche die Gruppe in ihrem Aktivismus bestärkte. Dies gab ihnen eine leise Hoffnung auf mögliche Veränderung zurück. Jedoch wurden die Teilnehmer*innen sehr schnell von der politischen Realität eingeholt: Bei ihrem Abschlussessen am Strand von Tel Aviv wurde ein palästinensischer Teilnehmer von der Polizei festgenommen, weil seine Einreiseerlaubnis vermeintlich nicht gültig war. In Handschellen und Fußfesseln wurde er zur Wache gebracht. Erst nach langem Hin und Her kam er wieder frei.

Israel und Palästina – Stimmen aus dem Allenders-Seminar

„Alle reden von Frieden, niemand spricht von Empathie“

Yitzchak M. schrieb zwei Wochen nach dem Allenders-Seminar diesen Erfahrungsbericht und veröffentlichte ihn auf Facebook. Er bat uns explizit, den Bericht unter seinem echten Namen zu veröffentlichen.

Heute, vor einem Monat genau, bin ich losgeflogen – nach Köln in Deutschland, um an einem israelisch-palästinensischen Seminar teilzunehmen, in dem mit der Methode der Gewaltfreien Kommunikation gearbeitet wird. Wie es meine Gewohnheit ist, habe ich meine beste Kleidung eingepackt, um ein modischer Hingucker für die Nichtjuden zu sein. Doch nur Sekunden nach dem Einsteigen ins Flugzeug lenkte einer der Passagiere meine Aufmerksamkeit auf einen schwerwiegenden ästhetischen Mangel, den ich irgendwie übersehen hatte. Meine eleganten Schuhe waren in einem beängstigenden Maß staubig und schmutzig. Er fragte mich, wie es passiert sei und sofort erinnerte ich mich: Nur ein paar Tage zuvor ging ich auf einem Feldweg zum Friedhof in der Ortschaft Ofra (*eine jüdische Siedlung in der Westbank*), wo ich an der Beerdigung von Dvir Shorek teilnahm, einem Neunzehnjährigen, der von Terroristen in den Nachtstunden außerhalb seiner Jeschiwa (*Talmud-Schule*) ermordet wurde.



Und so flog ich zum Seminar mit einer Überfülle von Schmerz im Herzen und in den Schuhen, die mich daran erinnerten, wie verstrickt und bedrohlich die Situation hier im Land ist.

In den ersten Tagen haben wir wenig, wenn überhaupt, über den Konflikt gesprochen. Es waren gleichermaßen seltsame und wunderbare Tage. Aufgrund von Sprachbarrieren musste ich mit den meisten Mitgliedern der palästinensischen Gruppe alternative Kommunikations-Wege finden. (...) Dennoch lernten wir, Zeit miteinander zu verbringen, auch ohne Worte. Beginnend mit einem stillen Blick in die Augen und mit einem leichten Nicken mit dem Kopf in der Schlange zum Mittagessen, bis zu einem gemeinsamen Lauf im Wald, der das Gästehaus umgibt, gemeinsamem Schwimmen im nahe gelegenen See, einer Sitzung mit der Shisha und einer sehr verrückten, aufregenden und unglaublich besonderen Tanzparty mit DJ Soulcat, der ebenfalls am Seminar teilnahm.(...)

Am nächsten Morgen ging ich wie gewohnt zum Frühstück. Der Kater, der mit dem Alter ohne jeden Zweifel schlimmer wird, hatte gerade begonnen, als eine der Moderatorinnen sich neben mich setzte mit einer sanften Warnung: „Yitzchak, heute wird ein harter Tag im Seminar sein.“ Für einen Moment dachte ich, sie meinte meinen Kater und dass in ihren Worten eine Art Zurechtweisung darüber liegt, dass ich mich wie ein sechzehnjähriger Junge auf einem jährlichen Ausflug benahm, aber ich warf einen Blick auf den Zeitplan und dort stand geschrieben "persönliche Geschichten / Familienerzählungen"... sowas in der Art. Ich bereitete mir einen schwarzen Kaffee und dachte mir, dass diese Moderatorin süß ist, aber dass sie mich auch nicht wirklich kennt. Und ich habe schon sehr harte Geschichten in meinem Leben gehört, also, alles in Ordnung.

Ich habe mir nicht vorgestellt, dass der Schlag so mächtig sein würde. Er erschütterte mich jenseits jeder Vorstellung. In dem Moment, als die palästinensischen Freunde vor uns ihr Herz öffneten, in den kleinen Gruppen, stieg der Schmerz auf, floss heraus und überflutete den Raum. Wegen der Sorge um ihre Sicherheit kann ich keine vollständigen Namen nennen oder Geschichten erzählen, nur sagen, dass mein Herz vor lauter Schmerz zersprang. Obwohl ich schon wusste, dass das Leben im Westjordanland kein Picknick ist, hatte ich mir nicht vorstellen können, so harte Geschichten zu hören:

Wie ein Junge, der mitten in der Nacht vom Schlag einer M16 ins Gesicht aufwachte, bei der Suche nach Waffen in seinem Haus (die es in seinem Fall nicht gab) oder ein palästinensischer Jugendlicher, von dem verlangt wurde, sich komplett auszuziehen an einem der Checkpoints in Samaria, in einer kalten Winternacht.

Viele Palästinenser erzählten, seit der *Operation Schutzschild* im Jahr 2002 seien ihre Familien zerstört und ihr Leben zur Hölle geworden. Einige sprachen von der Schwierigkeit, Arbeit zu finden und darüber, dass sie gezwungen sind, von Israel eine Erlaubnis zu erhalten, um jeden Tag die Grenze zu überqueren und hier alle möglichen schweren Arbeiten zu leisten. Andere entschieden sich, persönliche Traumata mitzuteilen, die sie von Kindesbeinen an mit sich herumtragen, wie der Überfall von Soldaten in ihren Häusern mitten in der Nacht, begleitet von Hunden, um nach Waffen zu suchen. (Mir ist bewusst, dass für die IDF (*Anm.: Israeli Defense Force*) solches Vorgehen nötig ist, aber erklärt mal einem siebenjährigen Kind, dass es irgendeine Rechtfertigung für so einen Überfall auf sein Zuhause gibt. Für ihn ist das die reine Bosheit). Ich hörte völlige Hilflosigkeit. Ihr Bedürfnis nach Sicherheit wurde schwer verletzt und sie entwickelten über Jahre hinweg sehr harte Gefühle gegenüber dem Staat Israel und allen, die ihn in ihren Augen vertreten.

Auch die israelischen Freunde teilten ihre persönlichen Geschichten mit der Gruppe, aber meistens berührten sie nicht direkt den Terror der Zeit der Zweiten Intifada. Am Ende jeder Geschichte holten wir tief Luft und versuchten, volle Empathie zu zeigen, durch einen Blick oder durch ein Wort. Das Ziel war nicht, über Fakten zu streiten oder uns daran festzuhalten, sondern einfach den Anderen zu hören und das Herz zu öffnen.

Und dann kam ich an die Reihe.

Ich nahm einen tiefen Atemzug und entschied mich in einem kühnen Moment, etwas zu öffnen, das seit Jahren tief, tief in mir vergraben war. Ich fragte mich, mit welchem Punkt ich beginnen sollte. Der Herbst des Jahres 2000 fühlte sich für mich richtig an. Als ich begann, von den ersten Anschlägen in Jerusalem zu erzählen, wurden alle möglichen Erinnerungen hochgeschwemmt und stiegen in mir auf, die ich in den vergangenen Jahren ver-



Teilnehmende des Allgenders– Seminars diskutieren in Kleingruppen.

drängt hatte – wie die riesige Angst, die ich um meine Mutter hatte, dass ihr etwas Schlimmes geschehen würde, weil sie einmal in der Woche in der Innenstadt arbeitete. Und die Passfotos, die ich in meinem Zimmer aufbewahrt habe, für den Fall, dass ich bei einem Anschlag sterben sollte, und die Presse von meiner Familie ein Bild erbitten würden um es am nächsten Morgen in die Zeitung zu tun. (Ich vertraute meinen Eltern nicht, dass sie ein schönes Bild nach meinem Geschmack auswählen würden und als Kind mit ausgeprägtem Sinn für Ästhetik war ich schockiert über die sehr wenig schmeichelhaften Bilder der Ermordeten die üblicherweise auf den Titelseiten der Zeitungen und in den Nachrichtensendern gezeigt wurden). Ich sprach über Malki Roth und Michal Raziel aus der Nachbarschaft meiner Kindheit, die bei einem Anschlag im Restaurant Sbarro ermordet wurden. Ich erzählte von dem Anschlag in der Jeschiwah Merkas HaRaw (*ein Anschlag in einer National-Religiösen Talmud-Schule am 6.3.2008, bei dem acht Schüler zwischen 15 und 26 Jahre alt, getötet wurden*), worüber ich nicht viel spreche, in keinem Forum: Von Yonatan, Segev und Avraham David aus meiner Klassenstufe, die ermordet wurden, während sie gemeinsam eifrig an einer Seite Gemara (*ein Teil des Talmud*) arbeiteten. Ich erinnerte an Dvir Shorek und wenn ich rechtzeitig von Rinah Shnerb (*17-jährige, die am 23.8.2019, während des Seminars, in der Westbank bei einem Anschlag starb*) gehört hätte – ich hätte auch sie erwähnt.

Ich schloss mit einer besonderen Bitte an die Mitglieder der palästinensischen Gruppe: Versucht zu verstehen, dass das Bild komplexer ist, als das,



Bewegungsübung um Vertrauen zum Gegenüber aufzubauen und Aufmerksamkeit für den Anderen zu stärken.

was sie euch die Jahre lang erzählt haben. Dass es nicht schwarz und weiß ist. Nach einer Minute der Stille öffnete einer von ihnen den Mund und sagte: „Du weißt, dass auch bei uns Gymnasialschüler getötet werden, nicht wahr?“

In diesem Moment verschwand das angenehme Gefühl der Hoffnung, das mich umgab und mit Wärme einhüllte, seit dem Beginn des Seminars. Ich fühlte, dass wir, die Israelis, ihnen zugehört hatten mit voller Empathie, mit Tränen in den Augen, während ein beträchtlicher

Teil der Mitglieder der palästinensischen Gruppe ihr Herz für meinen Schmerz nicht öffneten. Ich fühlte mich verletzt, einsam und mutlos. Mein Bedürfnis nach Anerkennung, Mitgefühl und Gegenseitigkeit wurde nicht erfüllt. Mir schien es so, dass da kein Platz für meinen Schmerz war, und dass alles in ihren Augen schrumpft im Gegensatz zur Besatzung.

Ich fand mich in einem ernsthaften Konflikt: Sollte ich weiterhin auf der Anerkennung für den ‚israelischen Schmerz‘ bestehen oder wäre es besser, Engelsflügel wachsen zu lassen und dort zu sein, bei ihrem Schmerz und mit hundert Prozent Empathie?

In diesen Tagen waren wir gegen Ende des Seminars und ich fühlte mich überflutet und aufgewühlt. Ich zog Laufschuhe an und ging raus um im Wald den Kopf frei zu bekommen. Als ich zum See kam, blickte ich in das klare Wasser und plötzlich hallte in meinem Kopf der berühmte Vers aus dem Buch der Sprüche Salomos wider: „Wie im Wasser Angesicht mit Angesicht übereinstimmt, so das Herz eines Menschen mit dem eines Menschen“ (Sprüche 27:19). In diesem Moment verstand ich, dass ich innerlich

völlig blockiert war. Selbst wenn ich ein Engel hätte sein wollen, in meinem Herzen wurde eine gut befestigte Mauer gebaut, die es mir nicht ermöglichte, in vollem Mitgefühl mit den Mitgliedern der palästinensischen Gruppe zu sein, solange es keine Anerkennung für meinen Schmerz gibt.

Mir wurde klar, dass ich, wenn ich in dieser Angelegenheit meinen palästinensischen Freunden zuliebe „verzichte“, im Prinzip auch auf mich selbst verzichte und die Integrität des Prozesses verletze. Wenn es zwei braucht, um Tango zu tanzen, braucht es ganz sicher auch zwei, um irgendeine Verbindung und Verständnis zwischen den beiden Parteien in einem so verfluchten und blutigen Konflikt zu erreichen. Mit meiner Forderung an sie nach Anerkennung für meinen Schmerz, bitte ich im Prinzip auch mich selbst, mein Herz für ihren Schmerz zu öffnen und die Wand der Interpretationen und Urteile zu durchbrechen, die zwischen uns steht. Meine Urteile werden doch durch ihre Interpretationen genährt und umgekehrt. Ich verstand, dass der Wunsch nach Gegenseitigkeit im Prozess einem persönlichen Bedürfnis entsprach, aber im Gesamtbild ist es ein wesentlicher Schritt auf dem Weg zu einer tiefen Verbindung zwischen den beiden Seiten.

Dank der großartigen Moderatorin, die ich hatte, und dank meiner Gruppenkollegen, entschied ich mich, dieses Thema noch einmal im Gruppenforum anzusprechen und um Anerkennung meines Schmerzes zu bitten. ...

„Der wunderschöne See, dort sind wir Seite an Seite geschwommen, als es uns nicht gelang, uns mit Worten zu verständigen.“



Diese Dinge waren eine Quelle stürmischer Debatten innerhalb der Gruppe. Das waren schwere Tage. Einige Palästinenser hatten das Gefühl, dass ich ihnen den Mund verschließe und sie angreife. Einige Israelis waren auf Grund meiner deutlichen Worte frustriert und andere fühlten sich unwohl mit dem "polarisierenden" Diskurs und mit der Zugehörigkeit zum einen Narrativ oder dem anderen. Und Tacheles, wenn ich offen spreche, auch mir fiel es schwer, diejenigen, die mich konfrontierten, zu ertragen, ob es ein palästinensischer Freund war, der über sein Leiden sprach, oder ob es eine Freundin war, die über das Schuldgefühl sprach, das sie als Israelin hat. Ich kochte innerlich und urteilte nach links und nach rechts. Viele Male schwankte ich zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her.

Und trotzdem ist das Schöne an der Sprache der gewaltfreien Kommunikation, dass man im Laufe der Zeit und nach langem Üben den Anderen durch die Wand unserer Interpretationen und Urteile hindurch sehen kann, nach und nach. Die gewaltfreie Kommunikation lehrt uns, dass hinter jedem Gefühl Bedürfnisse stehen, und auch hinter jeder Strategie gibt es Bedürfnisse und Gefühle. Das Ziel war es, zu versuchen, die Bedürfnisse des Anderen zu sehen, trotz der Schwierigkeit und wegen der Schwierigkeit.

Nicht, dass es dort irgendeine Hollywood-Magie gab, aber es gab einige sehr süße Momente (zumindest für mich), wie zum Beispiel einen Abend am Ende eines harten Tages, an dem wir beschlossen, ein paar israelische Leute, einen Film anzuschauen, und plötzlich kamen einige palästinensische Leute dazu ... und einen gemeinsamen Kiddusch (*Anm.: Schabbatempfang*), den wir zusammen gemacht haben und so weiter. Und am vorletzten Tag, am Samstag, sagte eine der palästinensischen Freundinnen, die viel mit mir gestritten hatte, mit anderen Worten, sie erkenne an, dass beide Seiten leiden. Israelis und Palästinenser gleichermaßen. Ihre Worte öffneten eine Tür in meinem Herzen, und in diesem Moment versprach ich mir selbst, dass egal wie sehr mich die Routine im Land waschen würde, wenn ich zurückkomme - ich würde mein Bestes tun, um diese Tür offen zu halten, auch wenn bisher von einem winzigen Spalt die Rede ist.

Solange ich zurückdenken kann, sprechen alle in diesem Staat über Frieden: Frieden jetzt, Frieden niemals, Frieden mit Feinden, Friedensabkommen



Karten mit Gefühlen und Bedürfnissen, in der Mitte des Seminarraums arrangiert: Beides spielt in der Gewaltfreien Kommunikation als Mittel der Konfliktbearbeitung eine zentrale Rolle.

(obwohl in den letzten Jahren immer mehr von ‚Abtrennung‘ und ‚Scheidung‘ die Rede ist). Aber um dorthin zu gelangen, brauchen wir, in meinen Augen, vor allem Empathie und die gegenseitige Anerkennung für das Leid des Anderen. Das ist leicht zu schreiben und schwer umzusetzen, ich weiß, aber meiner Meinung nach ist dies der angemessenste Weg, wenn nicht der einzige, der dazu führen wird, dass die Flammen niedriger schlagen. Ich habe keine Ahnung, was Greenblatt und Kushner für uns ausgekocht haben, aber kein staatliches Abkommen ist ein Ersatz für Empathie, für Anerkennung und für ein tiefes Verständnis dafür, dass beide, Israelis und Palästinenser*innen, hier sind, um zu bleiben. Einfach so. Solange wir das nicht tun, wird die Feindseligkeit unter der Oberfläche weiter brodeln, bis zum nächsten Krieg. ...

Ob wir uns über die Strategie einig werden? Unwahrscheinlich. Werden wir den Frieden bringen, hier und jetzt? Auch nicht wahrscheinlich. Aber wir haben es auf jeden Fall geschafft, uns noch ein wenig anzunähern und zu der Erkenntnis zu kommen, dass wir vor allem alle Menschen sind und dass wir den Schmerz des Anderen anerkennen und Platz für Empathie schaffen müssen.

Frieden, das ist schon die nächste Stufe.

Israel und Palästina – Stimmen aus dem allgenders-Seminar

„Es gibt keinen humanen Weg, um drei Uhr nachts in das Haus einer Familie einzudringen“

David R. ist 33 Jahre alt und in vierter Generation im Kibbutz Yagur, in der Nähe von Haifa, aufgewachsen. Die politische Haltung seiner Familie bezeichnet er als humanistisch-liberal-links. Mit seinen Eltern ging er schon als Kind zu Demonstrationen. Frieden und Gleichberechtigung waren Themen, über die in seinem Elternhaus viel gesprochen wurde. Trotzdem (und dies war für ihn und seine Familie kein ideologischer Widerspruch) hatte die Armee einen großen Stellenwert. David spricht mit Schulamith Weil über seinen Dienst bei der Armee. Dort führten ihn stetig wachsende Zweifel zu dem Entschluss, auch den Reservedienst zu verweigern. Im Seminar steht er nun Palästinenser*innen zum ersten Mal ohne Uniform gegenüber.*

David R.: Die Kibbutz-Gesellschaft unterstützte es sehr, etwas zum Staat beizutragen und den wichtigsten Kampfeinheiten der Armee beizutreten. Auch ich machte vorbereitende Kurse für den Militärdienst und nach dem sozialen Jahr trat ich den Fallschirmspringern bei. ... Während des Dienstes bekam ich plötzlich moralische Konflikte zwischen meiner Erziehung, die mich gelehrt hatte, „etwas beizutragen und verantwortlich zu sein, der Staat braucht mich“ und dem plötzlichen Verständnis: Die Aufgaben, die ich erfüllen werde, werfen Wertfragen auf. Nach vier Monaten in der Armee entschied ich, dass ich nicht in dieser Funktion bei der kämpfenden Truppe sein

Empatierunde nach herausfordernder Diskussion



wollte. Ich ging zu meinem Offizier und sagte ihm, dass ich wegwollte, zur Bildungseinheit, etwas machen wollte, das keinen Dienst in den [Anm.: palästinensischen] Gebieten verlangt. Drei Tage lang sprachen sie nicht mit mir, niemand. Dann kam mein Vorgesetzter, der auch ein Kibbuznik, auch ein Linker war; wir hatten so eine gemeinsame Sprache. Er sagte mir, dass er mich gut verstehe, dass er ähnliche Auffassungen habe. Aber gerade wegen meiner Überzeugungen denke er, es sei richtig, (...) dass Menschen mit humaneren Auffassungen an den Brennpunkten seien, denn dann könnte man vielleicht Operationen auf etwas andere Weise durchführen. In dieser Zeit gab mir das eine Antwort auf meinen inneren Konflikt. (...) Also sagte ich: „Okay, wenn es so ist, dann werde ich Offizier. Ich werde Soldaten erziehen oder trainieren, auf andere Weise zu handeln“, nicht wie die Geschichten, die wir hier im Seminar gehört haben. Und ich blieb bei der Armee. Ich beendete einen Durchlauf, (...) danach musste ich entscheiden, ob ich Bildungsoffizier sein wollte (...) oder ob ich an einer Operation teilnahme, bevor ich zum Offizierskurs ging. (...) Ich entschied mich für die operationelle Tätigkeit in der Region Jenin. In Bezug auf mein Gewissen waren das, emotional und persönlich, die vier schwersten Monate meines Lebens. Es war die Zeit der Intifada und bis heute habe ich Träume aus dieser Zeit. Die Routine bestand darin, am Abend zu einer ziemlich gefährlichen Operation rauszugehen, von der man auch vielleicht nicht zurückkehrte, man schloss sie ab und kam gegen Morgen zurück zur Basis zum Schlafen. Am Mittag stand man auf und bereitete sich wieder für die nächste Aktion vor, stieg auf Jeeps, drang wieder ins Flüchtlingslager ein, ins Herz von Jenin. Man konnte nicht wissen, ob man unverletzt zurückkehrte. Man kam gegen Morgen zurück, jede Woche, fünf Tage lang. Noch heute träume ich davon. Das Absurde war, dass sich



Sich kennenlernen und Grundlagen für Verständigung schaffen.

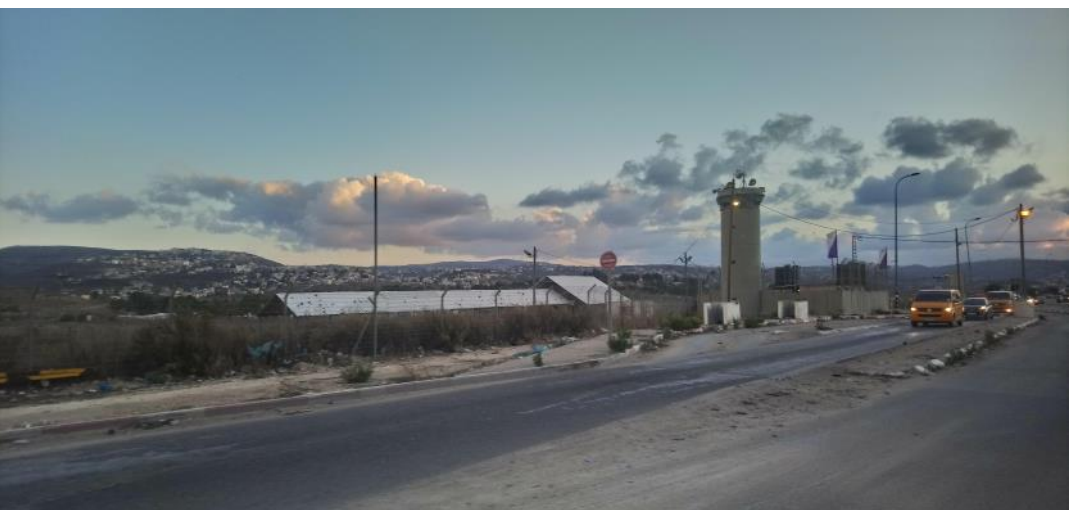
...

das schrecklich nah an meinem Zuhause abspielte. Yagur ist 20 Kilometer entfernt und ich fuhr an den Wochenenden nach Hause, war bei der Familie, im Schwimmbad usw. Das war einfach nicht logisch, einfach sehr schwer, diese Realität zu erklären, denn deine ganze Familie hatte keine Ahnung, was da hinter dem Zaun passierte, quasi 20 Kilometer entfernt. Das war eine sehr schwere und komplizierte Zeit für mich, währenddessen, aber vor allem danach, als ich zurückschaute.

Nach vier Monaten besuchte ich dann den Offizierskurs (...) und dann diente ich für ein ganzes Jahr als Offizier im Training für neue Soldaten. (...) mit dem Gefühl, dass ich neuen Rekruten eine etwas andere Armee zeigte, ein anderes Beispiel gäbe, lehrte, auf etwas moralischere oder humanere Weise zu handeln. Es wurde auch von mir verlangt, mit ihnen einige Aktionen in der Region Ramallah durchzuführen.

Dann kam eine Stufe, auf der ich entscheiden musste, wie es weitergehen soll und sie luden mich zu einem Gespräch. Ich hatte noch ein Jahr bei der Armee vor mir, denn ich hatte mich für 4 ½ Jahre verpflichtet. Sie sagten mir, dass ich Kommandeur des leitenden Teams in der Einheit werden sollte. Das bedeutete, viele Operationen in den Gebieten zu leiten, Nacht für Nacht. Plötzlich geriet ich wieder in diesen persönlichen Konflikt, kollidierte mit Vorstellungen, an die ich glaube, ich fühlte Zweifel, ob wir da sein müssten, oder da militärisch handeln müssten. Ich wollte nicht Kinder oder Familien mitten in der Nacht wecken oder an Checkpoints stehen. Aber wieder

Checkpoint im Westjordanland auf dem Weg nach Hebron



gelang es ihnen, mich zu überzeugen, wieder erhielt ich eine Antwort, dass es, gerade *weil* es solche schweren Sachen gibt, wichtig ist, dass im Einsatz jemand steht, der anders handelt. Wie gesagt, in jener Zeit konnte ich mich selbst überzeugen. Für ein ganzes Jahr war ich Offizier einer exekutiven Einheit. Danach war ich frei, die Armeezeit war vorbei. Meine Vorgesetzten taten alles, um mich zu überzeugen, weiterzumachen, aber mir war klar, dass ich einfach nichts mehr mit der Armee zu tun haben wollte, nicht wollte, dass sie in meiner Lebensrealität so bedeutsam und dominant ist. Aber leider ist das in Israel nicht möglich. Auch nachdem du den Militärdienst beendest, musst du im Reservedienst weitermachen, einen Monat pro Jahr. Eine der Fragen, die hier im Seminar am Anfang aufkamen, war: „Wo begegnet dir der Konflikt in deinem Alltag?“ Ich beendete 2010 den Militärdienst, das ist neun Jahre her und trotzdem empfinde ich, dass diese Realität in meinem Leben jeden Tag präsent ist. Diese Spannung: Jetzt gleich werden sie mich zur Armee rufen, um Dinge zu tun, an die ich nicht glaube oder bei denen ich sterben kann. Ich träume von Dingen, die ich gemacht habe und die von mir verlangt werden könnten. Die Lebensrealität, die dort existiert, die ich vielleicht erzeugt oder beeinflusst habe, bei Menschen, die heute deswegen mit irgendeinem Trauma aufwachsen, bereitet mir Schmerzen. ... Ein Schmerz, den ich auch für mich fühle, d.h. ein Schmerz darüber, dass ich in so einer Realität lebe, wie eine Narbe, die ich auf meinem Körper, auf meiner Seele fühle. Mich belasten die Militäractionen, die zu tun von mir verlangt wurde, und ich sehe noch tausende israelische Jugendliche, im Prinzip alle Israelis, von denen verlangt wird, unter diesen Vorzeichen zu leben. Das sind Zeichen von Militarismus und Macht. Es gibt Menschen, die kommen da wirklich seelisch krank raus mit posttraumatischen Belastungsstörungen ... Es gibt niemanden, für den das keinen Einfluss auf sein Leben hat, darauf wie er sich verhält, seinen Eltern gegenüber und in seiner Partnerschaft oder auf der Straße. ... Ich empfinde große Traurigkeit darüber, dass fast die ganze israelische Gesellschaft diese Erfahrung macht, die wir als Reifezeit, die uns Instrumente für Persönlichkeitsentwicklung und Führungsqualität gibt, beschreiben. Doch wir vergessen, dass sie auch Narben auf der menschlichen Seele hinterlässt und entmenschlichende Ideen in dir

erzeugt, wie die Vorstellung: „Du bist stärker als Andere, du bist mehr wert als Andere, du hast Macht über sie, Gewalt ist ein Weg, der Dinge löst“.

Die Operation Protective Edge („Starker Fels“) 2014/2015 in Gaza war der letzte Wendepunkt in meinem Leben. Ich hatte eine wirkliche Vertrauenskrise mit der israelischen Führung und dem Staat als Ganzem. Ich hatte das Gefühl, dass sie mich jeden Moment wegen politischer Entscheidungen aus meinem Leben reißen könnten, (...) um mich in Uniform in einen Hubschrauber oder in einen Jeep zu setzen und zu einer Operation zu schicken. Ich habe das tatsächlich durchlebt, sowohl emotional, als auch physisch. Ich wollte nicht mehr, dass sie über mich bestimmen, ich wollte keine Sachen machen, an die ich nicht glaube. Ich fuhr für 2 ½ Wochen ins Ausland, um zu verhindern, dass sie mich überhaupt einziehen. Im Prinzip floh ich. Als ich zurückkam, teilte ich ihnen mit, dass ich in der Einheit, bei der ich mich im Reservedienst befand, nicht weitermache. Für die israelische Gesellschaft ist das ein inakzeptabler Schritt, der unter Umständen auch als Verrat angesehen wird. Ich fürchtete mich sehr vor diesem gesellschaftlichen oder sogar familiären Preis. Aber ich fühlte eine Stimme in mir, die viel stärker war, als der Status, bei der Armee zu sein. Auch der Preis, Freunde zu verlieren, war mir egal. (...) Ich traf mich dann mit dem Vorsitzenden der „Offiziere für seelische Gesundheit“. Er sagte mir: „Du bist an einen Punkt gekommen, wo du in einem Konflikt bist, den du nicht mehr lösen kannst. (...) Du hast keine weiteren beruhigenden Argumente mehr dafür, so weiter zu machen und das ist in Ordnung. Ich kann dich entweder jetzt aus der Armee entlassen, oder du wirst auch Offizier für seelische Gesundheit. Dann kannst Du sehen,





Checkpoint in Hebron

wie du von der therapeutischen Seite arbeiten kannst“. In dieser Phase erkannte ich, dass ich zwischen dem Armeedienst bei den härtesten Kämpfern und dem endgültigen Absprung noch einen Übergang brauchte. In den letzten fünf Jahren war ich in einer Reserveeinheit Offizier für seelische Gesundheit. Das bedeutete, nur wenige Tage im Jahr Reservedienst zu leisten und etwas darüber zu lernen, was Posttrauma ist, welche Antwort man einem Soldaten geben kann, der eine posttraumatische Belastungsstörung erlebt. Doch obwohl ich während der letzten Jahre nichts mehr mit exekutiven Aktionen zu tun hatte, hatte ich noch immer das Gefühl, dass sie mich jeden Moment rausziehen können. Deshalb entschied ich mich vor einem halben Jahr, den ziemlich schwierigen Prozess zu beginnen, ganz aus dem militärischen System auszusteigen. Das ist nicht einfach, besonders wenn du Offizier warst. ... Das System mag sowas nicht, für sie schwächt es das System. Aber ich kam schon vor längerer Zeit zum Entschluss, dass ich meine Energien und meinen Einsatz für die Welt nicht dort investieren will. Jetzt engagiere ich in meinem Alltag sozial, um eine andere Realität zu schaffen, in Jerusalem und in Beer Scheva, um mit meiner Energie Liebe und Gutes zu unterstützen, nicht den Krieg. Das war's „in Kürze“ (*lacht*).

Schulamith Weil: Danke. Kannst du noch erzählen, was dich hierhergebracht hat?

D.R.: Warum ich kam, hat viel mit meiner militärischen Erfahrung, die ich gerade beschrieben habe, zu tun. (...) In den letzten Jahren suchte ich verstärkt nach Möglichkeiten, mich für die Beziehungen zwischen Israelis und Palästinensern zu engagieren, vor allem, weil ich noch nie so eine Begeg-



Traurige Lebensrealität am Checkpoint Qalandia – Viele palästinensische Jugendliche müssen arbeiten, um ihre Familie zu unterstützen.

nung mit Palästinensern aus der Westbank hatte. (...) Als sie hier erzählten, woher sie kommen (...), fiel es mir schwer, ihnen mitzuteilen, dass ich in jeder einzelnen Stadt und in jedem Dorf, in dem sie wohnen, schon war. (...) Stets trug ich die Militäruniform, das Gewehr, die Macht. (...) Hier einem jungen Palästinenser in meinem Alter gegenüber zu stehen, in dessen Zuhause ich selbst vor zehn Jahren eingedrungen war und ihn mitten in der Nacht geweckt hatte, ihn und seine Familie und seine Augen voller Angst zu sehen und meine Augen zu sehen, voller innerer Angst, ist sehr schmerzhaft. Jetzt hier zu sitzen und auch nur diese Geschichte zu erzählen, seine Geschichte zu hören, das tut so weh. (...) Wie haben die unzähligen Nächte, in denen ich in Häuser ging oder Aktionen durchführte (...) das Leben von Kindern beeinflusst und mit welchem Trauma wachsen sie auf? Hier hatte ich plötzlich eine sehr starke, traurige und schmerzhaftes Erkenntnis, als ich aus erster Hand hörte und verstand, wie viele solcher Kinder schon seit Jahren und jetzt noch in einer solchen Realität aufwachsen. (...) Es gibt keinen humanen Weg, um drei Uhr nachts in das Haus einer Familie einzudringen, egal ob du kommst, um einen Familienangehörigen zu suchen, den du zu einem Verhör holen willst, oder ob du dort Waffen suchst, oder einfach, um ins Haus zu gehen, weil es von dort einen guten Ausblick gibt, oder weil man Druck auf einen anderen Familienangehörigen ausüben will, der in einem anderen Dorf oder einer anderen Stadt wohnt. Egal, was der Grund ist, es gibt keinen Weg, der keinen Schaden anrichtet und bei der anderen Seite nicht Wut oder Groll erzeugt. Denn du dringst in den persönlichsten und

intimsten Ort einer Familie ein. Du weckst sie mitten in der Nacht.

Eine Erinnerung geht mir nicht aus dem Kopf: die Zimmer von kleinen Kindern. Du musst auch dort hineingehen, Dinge suchen, aber dort Bilder von Mickey Mouse an den Wänden zu sehen und Barbies ... das tut mir einfach weh, diese Realität, die mir aufgezwungen wurde und die noch mehr ihnen aufgezwungen wurde. Bevor ich zum Seminar kam, stellte ich mir diesen Moment vor – Augen, die sich treffen – und alles, was ich wollte, ist, dass sie erfahren, dass hinter dieser Uniform und diesen Augen David ist. Ich wusste nicht, wie es sein würde, Palästinenser*innen hier zu treffen. Ich wusste nicht, ob sie mit mir reden wollen oder ob sie sehr wütend auf mich sein würden. Es kann sein, dass es diese Gefühle bei ihnen auch gab, aber ich habe etwas anderes gefühlt, ich empfand ein Mitgefühl von ihnen oder Verständnis oder sogar Vergebung. (...) Als ob sie mir verzeihen.

S.W.: Haben sie das ausdrücklich gesagt, oder ist das deine Schlussfolgerung aus ihrer Reaktion?

D.R.: Ich hatte mehrere persönliche Gespräche und einer der Teilnehmenden aus meiner Gruppe sagte mir nach meinem Bericht, dass er mich um Verzeihung bäte. Ich verstand nicht, warum. Er sagte, dass er in Soldaten immer den Teufel gesehen habe und nicht geglaubt habe, dass es Soldaten gibt, die auch solche Ansichten hätten oder in solcher Weise handelten. (...) Ich glaube, die Tatsache, dass ich hierhergekommen bin, alles sehr offen erkläre und auch dass ich schon nicht mehr zur Armee will, wurde von ihnen mit einer Art Verständnis oder Wertschätzung angenommen. Also sagte mir dieser Teilnehmende, dass er mich um Verzeihung bitten will. Ich habe ihm gesagt, für mich ist es genau umgekehrt. Für mich war das ein Zeichen großer Stärke und in manchen Phasen äußerst schmerzhaft. Denn bei *jeder* Geschichte, die ich von den Palästinenser*innen hörte, sah ich mich selbst darin auf der anderen Seite. Es war eine einmalige Erfahrung. Ich glaube, dass es eine Erfahrung ist, die etwas korrigiert oder in gewissem Sinne heilt. (...) Für mich ist diese zwischenmenschliche Verbindung etwas außerordentlich Kraftvolles.

S.W.: Vielen Dank, was du erzählst, ist sehr bewegend. Ich möchte noch fragen, was du gelernt hast oder was sich für dich verändert hat ?



Nachfolgetreffen der israelische Gruppe des Allenders– Seminar in Jerusalem.

D.R.: Ich habe eine Menge über eine Lebensrealität gelernt, die ich nicht kannte. ... Es war faszinierend, die Vielfalt der Meinungen und Weltanschauungen auch innerhalb der israelischen Gruppe zu sehen. Wir hatten äußerst intensive Diskussionen darüber, ob wir eine gemeinsame nationale Haltung bewahren müssen und was jede*r Einzelne denkt, es war sehr vielfältig. Und es war faszinierend zu sehen, dass es diese Auseinandersetzungen auch bei den palästinensischen Freund*innen gibt, das heißt, dass letztlich jeder von uns eine persönliche Erfahrung und Meinung hat. ...

Ich möchte anbieten, Soldat*innen mit ähnlichen Erfahrungen wie meine hierher einzuladen. Ich bin der Meinung, dass dies zur Heilung einer Gesellschaft beiträgt.

... Danke für die Möglichkeit, Teil dieses Seminars zu sein. Ein so langer und so kraftvoller Prozess wirft viele Fragen auf, sogar die Fragen, ob solch ein Seminar das Richtige ist, ob es eine Veränderung schafft, wie seine Wirkung ist, oder ob das nur so eine Blase ist, die Erwartungen erzeugt. Ich habe darauf keine Antwort, aber ich habe das Bedürfnis euch zu danken für die Chance, hier zu sein, die *Anderen* zu treffen und zu reden, wütend zu sein und zu lachen. Das ist für mich eine Lebenserfahrung, für die ich sehr dankbar bin.

„Nie wieder!“- Workshop zur deutschen Geschichte

(Bericht und Kommentar von Laura Kotzur) Der sogenannte Nahost-Konflikt ist eng mit der deutschen Geschichte verbunden. Gebetsmühlenartig wird die historische Verantwortung Deutschlands durch staatliche und repräsentative Akteure wiederholt, doch daraus folgende Taten bleiben aus oder werden unzureichend umgesetzt. Sehen wir nur auf die Reaktionen nach dem Terroranschlag in Halle, auf den ungenügenden Kampf gegen den Aufstieg der Rechten und Faschisten und auf den ansteigenden Antisemitismus und Rassismus im Alltag vieler Menschen in Deutschland. Der sogenannte Nahost-Konflikt dient häufig als Projektionsfläche, um die historische Verantwortung Deutschlands zu unterstreichen. Es scheint manchmal, so formulierte kürzlich eine Bekannte zynisch, dass Deutschland den Staat Israel nutzt, um von den antisemitischen und rassistischen Strukturen im eigenen Land abzulenken. Doch kommt es für mich nicht von ungefähr, dass sich der zweite Projektteil von *Ferien vom Krieg* den Erstbegegnungen zwischen jungen Menschen aus Israel und Palästina angenommen hat. Ebenfalls der historischen Verantwortung verpflichtet, unterstützt *Ferien vom Krieg* hingegen Graswurzel-Strukturen im ehrlichen Kampf für Dialog und Gerechtigkeit, statt kurzsichtige und öffentlichkeitswirksame Aktionen. Dabei hat sich das Projekt zum Ziel gesetzt, die Gestaltungsmacht den Projektpartner*innen zu überlassen und sich inhaltlich weitgehend im Hintergrund zu halten. Nichtsdestotrotz melden auch wir uns an einer Stelle des Seminars zu Wort, denn es ist uns ein Anliegen, eben jenen Diskurs der historischen Verantwortung Deutschlands zu thematisieren. Neben all den Themen, denen sich die Teilnehmerinnen aussetzen, beschäftigt die meisten auch die Frage, warum das Projekt in Deutschland stattfindet und wie es dazu kommt, dass es vorwiegend durch in Deutschland lebende Privatspender*innen finanziert werden kann. Die Angst, dadurch Erwartungen und Asymmetrien ausgesetzt zu sein, ist verständlich und wir möchten einen Raum schaffen, in dem diese Bedenken geäußert werden können.

Seit Anbeginn der Seminare steht das persönliche Narrativ der Teilnehme-

rinnen im Fokus des Seminars. Anhand von drei Ereignissen im Leben der Teilnehmer*innen, die deren Wahrnehmung im Angesicht der Besatzung und des Konflikts besonders prägten, werden die anderen mit den unterschiedlichen Lebensrealitäten der Gruppenmitglieder konfrontiert. An diese Struktur möchten auch wir uns anlehnen und berichten in beiden Gruppen von drei biographischen Momenten in unserem Leben, die unsere Wahrnehmung der deutschen Geschichte besonders prägten. Dazu zählen Kindheitserfahrungen, Schulbildung und Teile der eigenen Familiengeschichte. Im Gegensatz zu vorherigen Jahren haben wir uns 2019 dazu entschieden, nicht nur über unsere Erfahrung mit der Bildung über den Holocaust zu sprechen, sondern auch über Erlebnisse in Bezug auf Israel und Palästina, über Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland zu sprechen.

Nach den Berichten unserer biographischen Momente entspinnen sich schnell lebhaftere Diskussionen und jedes Jahr realisieren wir von Neuem, wie wichtig diese Runde in dem eigentlich sowieso schon sehr dichten Programm ist. Um einen sicheren Ort zu schaffen, an dem keine Frage zurückgehalten werden muss, treffen wir uns mit Israelinnen und Palästinenserinnen getrennt. Die palästinensische Gruppe diskutierte dieses Jahr ausführlich über den Stellenwert, den der Holocaust im Narrativ der Israelinnen hat. Manchmal gibt es Unverständnis über dessen Relevanz für die heutige Situation, manchmal Unmut über die stetige Thematisierung während des Seminars und manchmal brennt auch die Frage auf den Lippen, ob das unbegreifliche Ausmaß des Holocausts denn nun wirklich stimmt. Die israelische Gruppe hingegen diskutierte insbesondere die Frage, inwieweit historische Vergleiche fruchtbar oder unmöglich sind. Dabei bezogen sie sich auf die im Seminar wiederkehrende Diskussion, ob die gegenwärtigen Entwicklungen in Israel und Palästina mit den Anfängen von anderen repressiven





*Darstellung des Holocaust im israelischen Narrativ; zentraler Teil der Familiengeschichte vieler Teilnehmer*innen*

Regimen oder gar jenen des dritten Reichs verglichen werden können. Diese Fragen ehrlich und zufriedenstellend zu beantworten, fällt nicht leicht. Wir sind währenddessen sehr aufgewühlt und nervös, möchten allen Fragen gerecht werden und nichts Falsches sagen. Doch auch wenn diese Stunde schwerfällt, ist sie essentiell für den Seminarverlauf und ermöglicht den Teilnehmerinnen einen Raum für all diese elementaren Fragen.

Was alle Teilnehmerinnen jedoch primär beschäftigt, ist die Frage, wie Deutschland als Postkonflikt-Gesellschaft mit der Vergangenheit umgeht: Die Absurdität der Entnazifizierung oder das Thema Nationalsozialismus in der Schulbildung, welche über Generationen durch ganz verschiedene Intentionen der Lehrenden die Jugend prägte. Vor allem sprachen wir über die starke Zivilgesellschaft, die sich durch die ungenügende Aufbereitung der deutschen Geschichte in den 70er Jahren bildete und bis heute den Grundpfeiler unserer Demokratie darstellt. Mit dem hoffnungsvollen Blick auf eine gemeinsame Zukunft in Israel und Palästina liegt den Teilnehmerinnen dieses Thema ganz besonders am Herzen. Doch die politischen Entwicklungen in Deutschland bereiten den Teilnehmerinnen große Sorgen. Uns bleibt nicht mehr zu antworten, als dass es uns ähnlich geht. Die historische Verantwortung, das „Nie Wieder“, das die deutsche Zivilgesellschaft über Generationen hinweg prägte, gilt es heute wie nie zuvor zu verteidigen.

*Erfahrungen von einem Besuch beim Frauen*seminar*

Ein Ort zum Kräfte sammeln und sich zu verbünden

(Text: Jelena Štulić) Ich heiße Jelena Štulić und komme aus Sombor, einer Stadt im Norden Serbiens. 1993 wurde ich während des Jugoslawienkriegs geboren. Der Krieg betraf mich zwar nicht direkt, aber indirekt über die Betroffenheit derjenigen, die mir am nächsten standen.

Während der Pubertät war ich auf der Suche nach Gerechtigkeit für alles, was mir, meiner Familie und den Menschen in Serbien im Krieg passiert ist. In Anbetracht der Tatsache, dass ich Gerechtigkeit nicht erlangen konnte, nicht mal Hoffnungsschimmer sehen konnte, wurde ich Aktivistin. Um all den Menschen, die denken, die Welt sei ein schlechter Ort, das Gegenteil zu beweisen.

Ich wurde Mitglied des Netzwerks YU-Peace, in dem junge Menschen aus drei Ländern (Bosnien und Herzegowina, Serbien und Kroatien), die sich früher im Krieg befanden, zusammenkommen. Heute feiere ich mein zehnjähriges Jubiläum als Betreuerin bei YU-Peace, die mit der gleichen Art von jungen Leuten zusammenarbeitet, wie ich es früher war.

Letztes Jahr hatte ich die Möglichkeit, den anderen Projektteil [von *Ferien vom Krieg*], der junge Menschen aus Israel und Palästina zu Dialogseminaren in Deutschland zusammenbringt und sich mit dem Krieg in diesen Ländern befasst, kennenzulernen. Ich war zuerst unsicher, weil ich dachte, das diese völlig andere Welt mir unbekannt sei. Doch dann hielt ich eine Präsentation über meine persönliche Geschichte, wie ich Aktivistin wurde und berichtete über den Projektteil im ehemaligen Jugoslawien. Die Präsentation verband mich mit allen Frauen im Seminar. Wir tauschten Erfahrungen und Gedanken über die Kriege, Kämpfe und Konflikte aus, die uns direkt betrafen. In diesem Moment wurde mir klar, dass wir unsere Rolle und Kämpfe als Frauen sehr ähnlich waren. Ich fühlte ihren Wunsch und Willen, in Frieden zu erwachen und sich wieder mit ihren „Nachbarn“ zu versöhnen. Ohne Angst aufzustehen und Brot zu kaufen. Ihre Kinder zur Schule zu schicken und sie zu begrüßen, wenn sie nach Hause kommen. Auf



Geburtstagsfeiern anstatt auf Friedhöfe zu gehen. Für ihre Arbeit so entlohnt zu werden, wie sie es verdienen. Einen eigenen Staat zu haben und stolz zu sein, dort zu leben.

Wenn Sie dies lesen, klingt es vielleicht etwas unwirklich. Genau das ist es, und genau so sollte es sein! Wir alle sollten die Möglichkeit haben, in Krankenhäusern behandelt zu werden, uns in einer Situation befinden, wo wir uns ohne Angst frei bewegen können, Geld für unsere Grundbedürfnisse haben, ein Recht auf Bildung, sowie Anrecht auf eine Reihe verschiedener grundlegender Dinge, die als sogenannte grundlegende Menschenrechte bezeichnet werden. Wir sollten in Würde leben, denn nur so kann man wirklich leben.

Weder sie noch ich sind in der Lage dazu. Ihre Lage ist schlimmer als meine, doch es gibt auch Gemeinsamkeiten. Wir sind vereint im starken Wunsch, all dies wieder tun zu können. Wir sind vereint durch die Kraft, die notwendig ist, um für unsere Rechte und vor allem für unsere Freiheit zu kämpfen. Liebe und Verständnis für alle Unterschiede zwischen uns, die uns einzigartig machen! Wir haben genug Liebe für alle! Unser Traum ist es, mit einem Lächeln aufzuwachen, uns frei zu bewegen, saubere Luft zu atmen und keine Waffengeräusche zu hören.

Aufgrund dieser gemeinsamen Wünsche haben wir uns beim Seminar in Deutschland angefreundet. Einem Land, welches das Land keiner von uns ist, aber ein Ort, an dem wir ohne Angst sprechen konnten. Das Seminar ist ein Ort, an dem wir mindestens ein paar Tage in Würde leben können. Dies reichte aus, um unsere Kräfte zu sammeln und uns zu vereinen, um die Welt für alle zu einem besseren Ort zu machen.



Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Serbien

Begegnungen im ehemaligen Jugoslawien

(Text: Brigitte Klaß und Tessa Pariyar) Im Juli 2019 trafen sich 120 Jugendliche aus Sombor (Serbien), Vukovar (Kroatien), Tuzla, Zvornik, Srebrenica, Gornji Vakuf-Uskoplje und Brcko (Bosnien-Herzegowina) in Split (Kroatien). Die Erstbegegnung war geprägt von zwei neuen Workshop von Anja Jusic und Sofija Todorovic, die jeweils über ihren politischen Aktivismus berichteten. Dies löste spannende und teils kontroverse Diskussionen aus und ermutigte die Jugendlichen, selbst aktiv zu werden (S.72 und S. 67). Im August fand das Nachfolgecamp für 60 YU-Peace Aktivist*innen in Gornji Vakuf-Uskoplje statt. Außerdem gab es Wochenendbesuche, bei denen sich die aktiven Mitglieder von YU-Peace in den Städten gegenseitig besuchten. Im April 2019 besuchten 50 junge Menschen ihre Freund*innen in Sombor und im Oktober reiste eine Gruppe von 50 Jugendlichen nach Srebrenica. Während der Wochenendbesuche wohnen die jungen Besucher*innen vorwiegend bei ihren Freund*innen – eine Möglichkeit für die Eltern, oft noch bestehende Vorurteile gegenüber den *Anderen* abzubauen. Viele YU-Peace Aktivist*innen erfahren danach mehr Unterstützung von ihrer Familie. Der Januar 2020 brachte eine weitere Nachfolgeaktivität: Als ein Ergebnis des Workshops mit Ajna Jusic in Split organisierte unsere Partnerorganisation Link in Sombor die Konferenz: „*Peace with a Female Face*“ (siehe S. 10). Emina Begovic, eine langjährige Mitarbeiterin aus Tuzla, lebt mittlerweile in



Deutschland und arbeitet und im Koordinationskreis des Projekts mit. Sie besuchte die Konferenz und schreibt: „Jetzt, 25 Jahre nach dem Krieg, bricht Ajna Jusic das Kartell des Schweigens über die Vergewaltigungen in den Jugoslawien-Kriegen. Selbstbewusst, tapfer und stark redet sie offen über ihre Lebensgeschichte, um klar zu stellen, dass Opfer immer Opfer sind, egal zu welcher Seite sie gehören. Ihre Mutter hatte ihr beigebracht, nicht zu hassen und keine Vorurteile zu haben. Selbst unter so schwierigen Lebensumständen hat dieses tolle Mutter-Tochter-Tandem Menschlichkeit als Leitfaden ihres täglichen Lebens gewählt.“

Manche stellen die Frage ob wir, 25 Jahre nach dem Krieg, überhaupt noch über dieses Thema reden müssen? Ganz bestimmt, denn 25 Jahre nach Kriegsende kämpfen **WIR**: gegen Nationalismus, korrupte Regierungen und manipulierte Massen, gegen Hass und Diskriminierung. In unseren Ländern leben Familien, Frauen und Kinder, die das Elend des Krieges bis heute an Körper und Seele spüren. Es gibt schwere Auseinandersetzungen, weil die Wunden nicht geheilt und die Erinnerungen noch präsent sind.“

Mit der Frage, ob ihre Arbeit überhaupt noch notwendig ist, werden alle Mitarbeitenden in ihren Ländern von der Restgesellschaft konfrontiert, da mit erstarkendem Nationalismus der Ruf nach Vergessen oder Umdeutung des Geschehenen lauter wird. Auch deshalb gibt es seit zwei Jahren ein Supervisionswochenende, wo Mitarbeitende unter professioneller Anleitung über Probleme, Druck und Stress bei ihrer Arbeit sprechen und neue Wege für das Projekt diskutieren. Nicht zuletzt können sie einander in solchen Räumen darin bestärken, dass ihr Engagement gerade jetzt gebraucht wird.



Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beim Evaluationswochenende in Tuzla

Dank an alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Die Organisation der Begegnungen, die Begleitung der Jugendlichen, die regelmäßige Arbeit in den Städten, die Camps und Wochenendbesuche, die Übersetzungen der Texte, dies alles wäre nicht möglich ohne das Engagement und die Begeisterung unserer Mitarbeiter*innen, die zum Teil seit über 20 Jahren für das Projekt tätig sind, mit wenigen Ausnahmen ehrenamtlich.

Dafür möchten wir uns ganz herzlich bedanken.

Koordination: Alma Dzinic-Trutović, Brigitte Klaß

Dijana Antunovic-Lazic, Jasmina Boric, Midhat Dedovic, Aleksandar und Valerija Forgic, Nikolina Gagig, Valentina Gagic, Melisa Grebovic-Abadzic, Anel Hodzic, Suana Huremovic, Aleksandar Kojic, Vlasta Markovic, Zeljka Masic, Nevena Prodanic, Bojana Radmilo, Amna Ribic, Samira Salihovic, Semir Salihovic, Dragana Samardzija, Almina Sehic, Vedrana Simic, Aljo Smajlovic, Jelena Stulic, Hamed Suljic, Dunja Tripkovic, Armin Trkic, Namik Trutovic, Indira Valjevac, Dinka Vehbic, Jasna Vejjic, Vanja Vulin, Avdo Zec, Tahir Zustra.

Wir danken Jurica Glavina für die Unterstützung bei der Organisation und dem Personal des Studentenheims in Split .

Erstbegegnung in Split, Kroatien

„Ihr könnt einen Unterschied machen!“- Workshop zu Menschenrechtsaktivismus in Serbien

(Text: Katharina Ochsendorf) Die Erstbegegnung löst bei den Teilnehmenden immer vielfältige Emotionen aus. Sie erfahren oft zum ersten Mal von den Komplexitäten der Geschichte des Krieges in ihren Ländern und reflektieren über die heutige gesellschaftliche und politische Situation. Zumeist wächst ihre Motivation, selbst etwas verändern zu wollen. Damit einher geht die schwierige Frage, was sie selbst tun können, wie sie aktiv werden können, um ihre Zukunft zu gestalten und politische Veränderungen anzustoßen. Sofija Todorović zeigte 2019 in ihrem Vortrag mit anschließender Diskussion am Beispiel ihres eigenen Engagements in der „Youth Initiative for Human Rights Serbia“ (YIHR, Jugendinitiative für Menschenrechte) Wege auf, wie jede*r Einzelne etwas bewirken kann.

Sofija war lange Programmkoordinatorin bei der YIHR in Belgrad und arbeitete insbesondere zu Themen der Vergangenheitsbearbeitung und Demokratie. Heute ist sie Projektkoordinatorin beim Balkan Investigative Reporting Network (BIRN).

Im Vortrag berichtete sie den Jugendlichen aus erster Hand von Aktivitäten und Aktionen, die sie für die YIHR geplant hat und an denen sie selbst teilgenommen hat. Neben Konferenzen und Workshops – beispielsweise zu Themen wie Initiativen zur Aufarbeitung der Vergangenheit oder Trainings für erfolgreiche Kampagnenarbeit – organisiert die YIHR größere und kleinere öffentliche politische Aktionen. Sofija berichtete unter anderem von einer öffentlichen Aktion, bei der die YIHR Serbien am 11. Juli im Park neben dem Präsidentschaftspalast eine Mahnwache zur Erinnerung an die Opfer des Massakers in Srebrenica hielt. Dies verbanden sie mit einem Aufruf an Bürger*innen und Politik, sich daran zu beteiligen und formulierten klare Forderungen an Regierung und Parlament, wie die Einrichtung des 11. Juli als offiziellem Feiertag oder die juristische Aufarbeitung von Kriegsverbrechen. Sofija schilderte auch, dass ihr Aktivismus nicht immer ungefährlich ist: Sie und

weitere Aktivist*innen der YIHR wurden im Januar 2017 während einer Aktion physisch angegriffen. Bei einer Veranstaltung, die durch die serbische Regierungspartei organisiert worden war, hatten sie unter dem Motto „Kriegsverbrecher sollten still sein, damit die Opfer gehört werden können“ mit einem Banner während einer öffentlichen Diskussion im Gemeindezentrum in Beška dagegen protestiert, dass ein verurteilter Kriegsverbrecher Sprecher in der Debatte im lokalen Kulturzentrum war. Dadurch machten sie auf die staatliche Unterstützung von Kriegsverbrechern aufmerksam. Im Nachhinein wurden die Aktivist*innen zu Geldstrafen verurteilt.

In einem anderen Fall geriet Sofja persönlich ins Visier serbischer Neonazis. Im April 2019 twitterte sie live über einen Angriff nationalistischer Hooligans auf eine albanische Bäckerei im Belgrader Stadtviertel Borča, in dem Sofija aufgewachsen ist.

Die Bäckerei wurde angegriffen, nachdem Rechtsradikale auf Facebook ein Foto des Cousins des Bäckereieinhabers gepostet hatten: Auf dem zwei Jahre alten Bild war dieser Cousin zu sehen, wie er mit einer albanisch-nationalistischen Geste vor der Kamera posiert. Daraufhin sammelte sich Ende April 2019 eine Gruppe nationalistischer Hooligans vor der Bäckerei,

Youth Initiative for Human Rights (YIHR), Serbien

Die „Jugendinitiative für Menschenrechte“ ist ein regionales Netzwerk aus Nichtregierungsorganisationen, das 2003 gegründet wurde. Ihrer Selbstbeschreibung nach sind ihre Prinzipien „Wahrheit, Gerechtigkeit, Rechenschaftspflicht (accountability), Freiheit, Demokratie und Frieden.“ Sie setzt sich für Menschenrechte und Frieden in der Region ein und hat neben Belgrad ebenfalls Büros in Zagreb, Podgorica, Sarajevo und Pristina. Frieden versteht die Initiative dabei als „kontinuierlichen Prozess“. „Wir bestehen auf der juristischen und moralischen Verurteilung der Personen, die für die Kriegsverbrechen während der Kriege im ehemaligen Jugoslawien verantwortlich sind“. Im Bewusstsein, dass eine Demokratie bürgerschaftlichen Engagements bedarf, „schützen YIHR-Aktivist*innen Menschenrechte und weigern sich, hart erkämpfte Freiheiten aufzugeben“. (Quelle: Internetseite von YIHR Serbien, <http://www.yihr.rs/en/about-us>, Übersetzung: *Ferien vom Krieg*)



Begeistert folgen die Teilnehmenden dem Vortrag von Sofija Todorović über Menschenrechtsaktivismus in Serbien.

spielte nationalistische Lieder, beklebte die Fenster mit „Kosovo ist Serbien“-Stickern und warf anschließend einen Schweinekopf in die Bäckerei. Sofija tweetete live vom Geschehen und teilte Videos, im Anschluss verurteilte die YIHR den Angriff in einer Pressemitteilung scharf: ... „Um zu verhindern, dass sich solche Angriffe wiederholen, fordern wir dringend eine Reaktion der Staatsanwaltschaft auf den Angriff der Hooligans, die gestern versuchten, die ‚Roma‘-Bäckerei vollständig zum Aufgeben zu bewegen und die drohten, wieder anzugreifen, falls die Bäckerei nochmal öffnen sollte. Die Politik der Straflosigkeit von Mobbern, die die Freiheiten und Rechte der Bürger*innen verletzen, kann durch die rechtzeitige Reaktion der Staatsanwaltschaft, der Polizei und der Gerichte gestoppt werden.“¹

Im Nachgang ihrer Tweets über den Angriff erhielt Sofija Drohungen online, es wurden Hassvideos über sie geteilt und ihre Familie wurde ebenfalls in den Drohungen erwähnt. Ihr Twitteraccount wurde gehackt. Schließlich erstattete Sofija Anzeige bei der Polizei.

Die Jugendlichen waren sehr interessiert an Sofijas Berichten: „Sofijas Workshop zu Menschenrechten und Aktivismus hat mir gezeigt, dass es Menschen auf dieser Welt gibt die, sich für andere und für sich selbst einsetzen.

¹Pressemitteilung der YIHR, 28.04.2020: „Stop lynching of Roma bakery in Borča“
Online unter: <http://www.yihr.rs/en/stop-lynching-of-roma-bakery-in-borca/>, Übersetzung: Ferien vom Krieg.



*Beim Nachfolgecamp in Gornji Vakuf-Uskoplje verschönern YU-Peace Aktivist*innen eine Platz in der Stadt mit ihrer Friedensbotschaft.*

Ich bewundere Sofija für ihre Weisheit und ihren Mut“, sagte Anja A. aus Sombor nach dem Vortrag. Die Jugendlichen fühlten sich inspiriert und bestärkt und waren gleichzeitig bestürzt darüber, dass Sofija und ihre Organisation Anfeindungen und Diffamierungen ausgesetzt sind. So wurden auch beispielweise die Büroräume der Organisation mit nationalistischen Sprüchen beschmiert, nachdem YIHR nationalistische Graffitis im öffentlichen Raum in Belgrad überstrichen hatte. Ihrerseits machte Sofija den Jugendlichen Mut und appellierte an sie, selbst aktiv zu werden: „Ihr könnt einen Unterschied machen!“, betonte sie am Anfang und am Ende ihres Vortrags. Eine besonders kontroverse Diskussion entspann sich zwischen den Jugendlichen, nachdem Sofija davon erzählte, wie die YIHR Protestmärsche von LGBTTIQ*²-Personen durch ganz Serbien begleitete und über die schwierige Situation von LGBTTIQ*-Personen in Serbien und weiteren Balkanländern berichtete.

Themen von sexueller Orientierung und Identität sind in den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens weiterhin vielfach tabuisiert und LGBTTIQ*-Personen erfahren starke Diskriminierung und Gewalt. In der Gruppe der Jugendlichen kristallisierten sich verschiedene Verständnisse und Positionen

²Die Abkürzung LGBTTIQ* steht für die englischen Begriffe „Lesbian, Gay, Transgender, Transsexual, Intersexual, Queer“, auf Deutsch „Lesbisch, Schwul, Transgender, Transsexuell, Intersexuell, Queer“. Das * markiert, dass es sich nicht um eine starre, abgeschlossene Liste handelt.

zum Thema heraus und die Stimmung im Raum war merklich angespannt. Ein Teilnehmer sagte, er verstehe nicht, warum „die“ unbedingt eine Parade durch die Stadt machen müssen und es störe ihn, dass die alle „halbnackt“ durch die Straßen laufen würden. Er wäre der Meinung, alle hätten gleiche Rechte, aber warum müssten sie das in der Öffentlichkeit tun? Sofija antwortete ihm mit der Frage, ob er sich wohl auch gestört fühlen würde, wenn sie im Bikini im Schwimmbad oder kurzer Kleidung auf der Straße unterwegs wäre? Im Schlagabtausch zwischen den Jugendlichen wurde klar, dass einigen von ihnen durchaus Ressentiments und Vorurteile gegen LGBTTIQ*-Personen beigebracht wurden, andere hingegen hatten Freund*innen, die beispielsweise homosexuell oder transgender sind und verurteilten die Ressentiments der anderen zutiefst. „Kann sich irgendwer aussuchen wer seine Eltern sind oder welche Hautfarbe sie hat? – Nein! Genauso wenig kann man sich aussuchen, ob man lesbisch oder schwul ist!“, argumentierte eine Teilnehmerin. Und eine andere machte ihrem Ärger Luft, indem sie sagte: „Ihr seid in diesem Bereich nicht gut informiert, das sieht man an dieser Diskussion.“

Es hat uns sehr gefreut, dass das Thema dieses Jahr so explizit bei der Begegnung aufgegriffen wurde und die Jugendlichen darüber ins Gespräch kommen konnten – so kann die schrittweise Enttabuisierung und der Abbau

von Vorurteilen auch in diesem, im ehemaligen Jugoslawien weiterhin sehr „heiklen“ Bereich stattfinden und Jugendliche, die sich selbst als Teil der LGBTTIQ*-Community sehen, können bestärkt werden. Dass das Thema und die Diskussion im Rahmen des Vortrags von Sofija die Jugendlichen sehr beschäftigte, wurde nicht zuletzt daran sichtbar, dass die Teilnehmenden später einen eigenen Workshop zum Thema organisierten und sich weiter dazu austauschten.

Kleingruppenarbeit in Split



Erstbegegnung in Split, Kroatien

Vergessene Kinder des Krieges

Bei den Erstbegegnungen hatten wir in den letzten Jahren nach dem Workshop zum Krieg immer auch eine Begegnung mit Zeitzeugen im Programm. Dieses Jahr gab es zwei Workshops mit neuen Gästen. Einer der beiden wurde von Ajna Jusic geleitet. Unsere Koordinatorin Alma Dzinic-Trutovic hatte die Aktivistin gewinnen können, deren Schicksal durch den Film „Grbavica“ (2006) (Dt. Titel „Esmas Geheimnis“), eine österreichisch-kroatisch-bosnisch-deutsche Koproduktion, weltweit bekannt wurde.

(Text: Brigitte Klaß und Katharina Ochsendorf) Ajna begann ihren Workshop mit diesem Film, der die Geschichte einer Frau und ihrer Tochter aus Sarajevo erzählt. Die Mutter wurde während des Krieges vergewaltigt und der Film zeigt, wie ihre inzwischen 15 Jahre alte Tochter Sara herausfindet, dass ihr Vater kein „Shahid“, kein Kämpfer war, wie sie bisher geglaubt hatte, sondern ein Vergewaltiger.

Der Film zog die Jugendlichen in seinen Bann, alle waren intensiv bei der



Ajna Jusić und Valerija Forgić

Sache. Es gab auch lustige Sequenzen und die Teilnehmenden konnten sich gut mit der jugendlichen Protagonistin und ihrem Alltag identifizieren. Als die Jugendlichen dann gemeinsam mit Sara das „Geheimnis“ der Mutter herausfanden, waren sie tief berührt, nicht wenigen kamen die Tränen. Nach dem Ende des Films konfrontierte Ajna die Teilnehmer*innen mit der Tatsache, dass hier eine wahre Geschichte erzählt wurde, ihre Geschichte, dass sie die Tochter aus dem Film ist. Viele Teilnehmende waren schockiert, alle waren tief beeindruckt und ergriffen.

Ajna erzählte dann, was vor und nach



der Zeit geschah, die im Film behandelt wird. Ihre Mutter Sabina war Anfang 20, als sie durch eine Vergewaltigung schwanger wurde. Sie konnte Ajna in der Klinik *Medica Zenica* von Monika Hauser (Gründerin der Frauenrechtsorganisation *Medica Mondiale*) zur Welt bringen, in der vergewaltigte Frauen Schutz und Hilfe fanden.

Nach der Geburt wollte Sabina zunächst nichts von ihrem Baby wissen, drei Monate lang weigerte sie sich, ihre Tochter auf den Arm zu nehmen oder ihre Windeln zu wechseln. Aber schließlich akzeptierte sie Ajna und zog sie liebevoll groß, obwohl sie als Mutter ohne Mann in einer sehr schwierigen Situation war. Bei ihrer Arbeit als Kellnerin lernte sie Nusret kennen, sie verliebten sich und heirateten, als Ajna sieben Jahre alt war. Nusret wurde für Ajna ein liebevoller und unterstützender Vater, aber sein Dorf weigerte sich lange, seine neue Familie zu akzeptieren. Die Leute fragten ihn, warum er sich keine Frau ohne Kind genommen hätte, es gab Gerüchte darüber, dass Ajna das Kind eines feindlichen Soldaten sei. Es dauerte Jahre, bis Nusrets Dorf sich mit seiner Familie abfand. Nusret versuchte auch, sich bei den Behörden als Ajnas Vater eintragen zu lassen, aber damit hätte Sabina ihre Anerkennung als ziviles Kriegsoffer verloren.

Wegen der Diskriminierung als Kind ohne Vater hat Ajna keine guten Erinnerungen an die Schule. Sie berichtete den Jugendlichen, sie sei nicht so stark gewesen wie das Mädchen im Film, die anderen Kinder hätten sie immer fühlen lassen, dass sie nicht dazu gehörte. Sie wurde gefragt, ob ihre Mutter

eine Schlampe sei und gehänselt, weil sie den Namen ihres Vaters nicht kannte.

Um die weiterführende Schule zu besuchen, musste Ajna aus dem Dorf allein in die Stadt ziehen. Auch in der neuen Schule bekam sie Probleme wegen des unbekanntem Vaters. Mitschüler*innen machten Andeutungen in Richtung der Vergewaltigung ihrer Mutter. Als sie 15 Jahre alt war, wollte Ajna endlich genau wissen, was passiert war. Sie erzählte, sie habe das nicht so dramatisch herausgefunden wie das Mädchen im Film, das die Mutter mit einer Pistole bedroht, um endlich die Wahrheit zu erfahren, aber ebenso traumatisch. Während eines Besuchs zu Hause öffnete sie die Schachtel, in der ihre Mutter ihre Dokumente aufbewahrte. Hier fand sie die Anzeige der Mutter bei der Polizei, die dort die Vergewaltigung in aller Ausführlichkeit schildern musste, sowie die Berichte der Ärzte über die Verletzungen der Mutter.

Ajna erlitt einen Schock. Sie hatte das Gefühl, als sei ihr ganzes bisheriges Leben zusammengebrochen. Sie sprach mit niemandem über ihre Entdeckung, sondern ging zurück auf die Schule, wo sie immer mehr Probleme bekam. Neun Monate später erlitt sie einen Zusammenbruch. Erst dann er-

Nach emotional anstrengenden Momenten umarmen sich die Jugendlichen im großen Kreis, um sich gegenseitig aufzufangen und einander zu bestärken.



zählte sie ihrer Mutter von ihrer Entdeckung und begann zusammen mit ihr und Nusret eine Therapie. Sie brauchte zwei Jahre, bis sie ihre Geschichte verarbeitet hatte. Ihre Erlebnisse bewogen sie, Psychologie zu studieren. Auf der Urkunde zu ihrem Diplom wurde ihr Name mit Ajna ----- Jusic angegeben, der Strich stand für den fehlenden Namen des Vaters. Ajna weigerte sich, diese Urkunde anzunehmen, sie zerriss sie und gab sie zurück. Ein Jahr lang schrieb sie Briefe an die Verantwortlichen der Universität und andere politische Akteure. Sie erklärte, dass sie nur dank der Stärke und Unterstützung ihrer Mutter studieren konnte und nicht akzeptieren würde, dass dies nur in Form eines Striches auf der Urkunde erschien. Und sie hatte Erfolg: nach einem Jahr erhielt sie die Urkunde mit der Bezeichnung Ajna *Sabina* Jusic.

2018 erzählte Ajna in einem Interview bei der Deutschen Welle zum ersten Mal öffentlich ihre Geschichte, kurz darauf wurde dieses Interview auf bosnisch ausgestrahlt. Danach erhielt sie unzählige Nachrichten auf Facebook. Es gab Hasstiraden, die vergewaltigte Frauen als Huren beschimpften, die mit dem Feind paktierten, aber auch sehr viel Ermutigung und Unterstützung. Andere vergewaltigte Frauen und „vergessene Kinder“ meldeten sich bei Ajna.

Die Jugendlichen fragten Ajna als Erstes, was ihre Motivation war, ihre Geschichte öffentlich zu machen. „Ich hatte Probleme mit den Behörden, weil mein Vater nicht bekannt war und sein Name immer angegeben werden muss. ... Außerdem fühlte ich mich 25 Jahre wie isoliert und es war wichtig für mich, einen Schritt nach vorne zu machen und zu zeigen, dass ich ein normales Mädchen bin und meine Mutter und ich uns nicht verstecken müssen.“ Sie erzählte den Jugendlichen detaillierter von ihrer Kindheit, dem Mobbing in der Schule, dem Gefühl, eine Außenseiterin zu sein.

Als während des Gesprächs immer wieder Teilnehmende in Tränen ausbrachen, rief Ajna ihnen zu: „Ihr braucht nicht zu weinen, es geht mir gut.“ Gefragt, warum sie Psychologie studiert hat, sorgte Ajna für ein Schmunzeln, als sie sagte, sie wollte eigentlich Psychologie studieren, um ihrer Mutter zu helfen, fand aber während des Studiums heraus, dass man als Therapeutin keine Familienangehörigen als Patient*innen haben darf.

Insgesamt blieb das Gespräch jedoch ziemlich ernst. „Was würde passieren,

wenn du deinen Vater kennenlernen könntest?“, fragte ein Teilnehmer. Ajna hatte darauf eine sehr klare Antwort: „Ich würde ihn nicht kennenlernen wollen. Ich habe keinen Bezug zu ihm, er ist kein Vater. Ich will, dass er für sein Verbrechen bestraft wird.“ Sie kennt den Namen des Vergewaltigers ihrer Mutter, aber sie weigert sich, über seine Nationalität zu sprechen. Es ist auch ein wichtiger Grundsatz des Netzwerks „Vergessene Kinder des Krieges“, in dem sich mittlerweile 400 Betroffene zusammengeschlossen haben, nicht über Nationalität der Täter oder Opfer zu sprechen. Ajnas Mutter hielt ihr jeden Sonntag eine „Predigt“, in der sie betonte, dass es böse Menschen, aber keine bösen Völker gäbe. Wenn sie nach ihrer eigenen Nationalität gefragt wird, antwortet sie: „Ich bin die Tochter einer Heldengemutter, die eine Kämpferin ist.“

Ajna inspirierte die Jugendlichen mit ihrer Geschichte: „Du bist so mutig, ich bin stolz, dich kennen lernen zu dürfen“, sagte eine Teilnehmerin zum Ende des Gesprächs hin. Eine der letzten Fragen, die den Teilnehmer*innen auf den Nägeln brannte, war, ob Ajna an die kommenden Generationen glaube. Sie antwortete mit großer Bestimmtheit: „Ja, ihr könnt schon morgen anfangen, die Welt zu verändern. Dieses Netzwerk [YU-Peace] gibt euch die Möglichkeit, zu lernen und euch zu organisieren.“

Die Organisation „Vergessene Kinder des Krieges“

Ajna Jusic lernte während ihres Studiums Amra Delić kennen, eine Psychologin aus Tuzla. Amra Delić arbeitet unter anderem mit vergewaltigten Frauen und deren Kindern, sie forschte zum Thema und so begegnete Ajna weiteren Betroffenen. 2015 gründeten Amra, Ajna und Alem, ein junger Mann, den seine Mutter nach der Geburt im Krankenhaus zurückließ, die Organisation „Vergessene Kinder des Krieges“, die das Ziel hat, das Schweigen über das Schicksal dieser Kinder und ihrer Mütter zu brechen und ihre Diskriminierung zu beenden. Die Organisation fordert, diese Kinder als zivile Kriegsoffer anzuerkennen und mit den Kindern von Veteranen gleichzustellen. Zuletzt rief die Organisation die Ausstellung „Breaking Free“ ins Leben, die Fotos von betroffenen Müttern und ihren Kindern in verschiedenen Städten Bosnien-Herzegowina zeigt. (weitere Informationen online unter www.zdr.org.ba)

Erstbegegnung in Split, Kroatien

„Sind wir nicht machtlos?“

(Text: Katharina Ochsendorf) Bei der Erstbegegnung in Split, Kroatien, schauten die Teilnehmenden gemeinsam den bekannten Film „Die Welle“ (2008), eine deutsche Verfilmung des 1981 erschienenen gleichnamigen Romans von Morton Rhue, dessen Stoff auf dem Sozialversuch „The Third Wave“ basiert, der 1967 an einer kalifornischen Schule gemacht wurde.

Ziel der Filmvorführung ist es, den Teilnehmer*innen zu zeigen, wie einfach es ist, sich von charismatischen Führungsfiguren blenden zu lassen. „Viele der Teilnehmer*innen haben Autokratie schlicht als aktuelle Lage in unseren Ländern hingenommen“, sagt Valerija Forgić, eine Organisatorin der Erstbegegnung, „der Film ist eine Art Einleitung für die schwierigen Themen der Erstbegegnung, eine Einleitung zum Thema der Kriege in unseren Ländern“.

Im Film versucht ein Lehrer, Herr Wenger, seinen Schüler*innen über ein soziales Experiment näher zu bringen, wie autoritäre Strukturen entstehen. Die Schüler*innen sollen gemeinsame Regeln aufstellen, ihre Kleidung vereinheitlichen, Abweichungen anderer sanktionieren, Disziplin zeigen usw. Das Experiment gerät außer Kontrolle und die Geschichte der Bewegung „Die Welle“ nimmt ein dramatisches Ende.

Im Anschluss entspann sich eine spannende und kontroverse Diskussion, die wir in Ausschnitten zusammengestellt haben.

Einig waren sich die Jugendlichen sofort darüber, dass Faschismus „immer und überall möglich“ ist. „Manipulation ist einfach“. Aus ihrem nationalen Kontext heraus formulierte eine Teilnehmerin: „In Bosnien ist das System so, es gibt immer eine kleine Gruppe, die alles manipuliert“ – eine Andere rief sofort, „in Serbien ist das genauso möglich“.



Der Film warf für die Jugendlichen viele Fragen auf: „Kann man so etwas stoppen? Hätten mehr dagegen sein müssen?“, dabei mischte sich die Diskussion über den Film und seine Charaktere sofort mit der Diskussion der Lebensrealität und politischen Situation der Jugendlichen. „Jeder Mensch fühlt sich wie ein einsamer Junge und will zu einer Gruppe gehören“. „Der Film zeigt mir, dass es wichtig ist, selbst zu denken und nicht nur zu machen, was andere sagen.“ Die Jugendlichen hatten Mitgefühl mit dem Protagonisten, welcher zunächst ein Außenseiter war und dann durch die „Welle“ plötzlich das Gefühl bekommt, zu einer Gemeinschaft zu gehören. „Das ist wie mit den Fußballvereinen, sie haben auch eine Vereinsideologie und du willst dazugehören“.

Hitzig wird die Diskussion der Teilnehmer*innen, als die Frage aufkommt, wie Diktaturen oder autokratische Systeme grundsätzlich zu bewerten sind. So sagte ein Teilnehmer: „Diktaturen haben auch gute Seiten, wie jedes politische System, es gibt gute und schlechte Anführer.“ Ein anderer unterstützte ihn: „Ein Anführer ist besser als viele, denn es gibt ja sonst sowieso keine Einigung – in Bosnien gibt es drei Präsidenten, sie können sich nicht einigen, die Autokratie hat funktioniert“. Andere wandten mit Beispielen ein, welche Gräueltaten Diktaturen ausgelöst haben und dass in keinem Fall eine Diktatur zu fairen Gesellschaften geführt hätte. Sehr sichtbar wurde hier die Frustration der Jugendlichen über die scheinbar ewig gleiche politische Lage und ihr Misstrauen gegenüber sowie die Unzufriedenheit mit ihren „demokratischen“ Regierungen. Dann bewegte sich die Debatte hin zur Suche nach Gründen für die gesellschaftliche Tendenz zu „starken“ Führungspersonlichkeiten: „Warum mögen wir es auf dem Balkan, Anführer zu haben?“ „Die Menschen sind einfach nicht bereit, Sachen zu ändern, sie wollen nicht nachdenken“. „Sie haben Angst vor Verantwortung, davor, Entscheidungen zu treffen“. „Sie glauben nicht an sich, sie denken, ihre Meinung zählt nicht“.

Schließlich mündete der Austausch in der gemeinsamen Frage: „Was können wir überhaupt machen? Sind wir nicht machtlos?“ Ein Teilnehmer erinnerte sich an die Schülerin aus dem Film, die sich gegen die „Welle“ stellt und Flugblätter druckt: „Man kann immer etwas tun.“ Am Ende waren die Jugendlichen doch eher optimistisch: „Ich glaube an eine bessere Zukunft.“

Serbien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina

Stimmen von Teilnehmer*innen



Hena Trutovic

„Ich habe einen Weg gefunden, für ein besseres Morgen zu kämpfen“

Hena Trutovic ist die Tochter der Regional Koordinatorin Alma Dzinic-Trutovic. Seit ihrem dritten Lebensjahr nahm sie an den Begegnungen teil. Sie war immer begeistert dabei, überall mitzuhelfen: Botschaften zu überbringen, Dinge aus dem

Magazin zu holen, aufzuräumen. Seit ihrem siebten Lebensjahr stellten wir sie der Gruppe als „Assistentin“ vor, worauf sie sehr stolz war. 2019 kam sie als Teilnehmerin nach Split.

(Text: Hena Trutovic) Ich sitze gerade am See in Tuzla und denke darüber nach, was ich schreiben soll. Es dauert jedoch nicht lange bis mir klar wird, dass ein Text nicht ausreicht, um mich für alles zu bedanken. Der See erinnert mich an die Zeit am Meer. Die Eindrücke scheinen sich noch nicht beruhigt zu haben. Ich schaue ihn an und ich merke, wie viel mir diese zwölf Tage am Meer gegeben haben. Hier bin nur ich und hoffe irgendwie, wieder von all den wundervollen Menschen umgeben zu sein, die mir geholfen haben zu erkennen, wie selbstverständlich wir unser Leben nehmen, obwohl es das nicht ist.

Sie wissen wahrscheinlich nicht, dass ich die Ehre hatte, in diesem Projekt aufzuwachsen. Ich erinnere mich, wie ich als Kind all diese Teenager beobachtete und wie faszinierend sie für mich waren. Ich bewunderte sie, weil sie die Workshops besuchten, länger am Strand bleiben durften und so viel Spaß hatten. Ich bin in gewisser Weise immer noch die kleine neugierige Hena, aber dieses Jahr bekam ich phänomenale Gelegenheit als Teilnehmerin zu der Begegnung in Split zu fahren. Viele Dinge sind anders, wenn man

reif ist, aber eines hat sich nicht geändert: Die Teenager faszinieren mich immer noch. Erst in diesem Jahr wurde mir klar, wie real und schön menschliche Beziehungen sind. Wie schnell man jemanden wirklich lieben lernen und ihm sagen kann: Du kommst zu mir für einen Wochenendbesuch. Es ist erstaunlich, wie nur zwölf Tage Menschen zusammenbringen können. Und erst, nachdem sie dies alle erlebt haben, stellen sie fest, wie viel Glück sie hatten und dass kein Meer tiefer oder größer sein wird als die Freundschaft, die wir alle bei dieser Begegnung aufbauen. Deshalb möchte ich mich bei allen bedanken, die jedes Jahr 120 jungen Menschen etwas ermöglichen, was sie nicht so schnell vergessen werden.

Wenn sich jemand nach diesem Projekt erkundigt, werde ich ihm mit Stolz sagen, dass ich darin aufgewachsen bin. Ich habe lange nach einem Grund gesucht, in dieser Heimat, Bosnien und Herzegowina, zu bleiben, um weiter für ein besseres Morgen zu kämpfen. Ich denke, ich habe ihn endlich gefunden. Er hat mich schon mein ganzes Leben begleitet, aber erst dieses Jahr wurde mir das richtig bewusst.



Sonja Aleksić

„Meine kleine Welt wurde plötzlich weit“

(Text: Sonja Aleksić) Dies ist das dritte Mal, dass ich diesen Brief beginne, und man sagt ja, das dritte Mal soll Glück bringen. Ich möchte mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken, weil Sie mir ermöglichten, an diesem schönen Ort zu sein und ein Teil von einer so wichtigen Geschichte wie YU-Peace zu werden.

Heute ist unser letzter Tag hier und ich fühle mich völlig verändert, wie ein neuer Mensch, als wäre mein Herz größer und weiter geworden. Ich kam sehr erwartungsvoll hierher und meine Erwartungen wurden übertroffen. Letzten Dezember war ich ein Teil des Projekts „Your Past Present Future“ zwischen Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro. Damals begegnete ich zum ersten Mal der Vergangenheit und die Realität war ein schmerz-



hafter Schock. Ich wusste nicht, wie ich diesen Schmerz über die Menschen und ihre Schicksale verarbeiten sollte. Mir war klar, dass ich mehr wissen und meine eigene Rolle in dem finden wollte, was geschah und was bis heute wirkt, zunächst als Mensch und dann als junge Frau, die halb aus Serbien, halb aus Bosnien-Herzegowina kommt. Meine kleine Welt wurde plötzlich weit, die Realität strömte herein und öffnete mir, wie der Wind, weitere Türen. Ich erfuhr von YU-Peace und den wöchentlichen Workshops an der Wirtschaftsschule in Sombor und kam in Kontakt mit inspirierenden Menschen aus meiner Umgebung. Wenn ich Angst hatte, ermutigten und unterstützten sie mich. Sie zeigten mir, dass ich weitermachen und alles erreichen konnte, was mir wichtig war. In den Workshops sprachen wir über Themen, die in unseren Gesellschaften ein Tabu sind. Wir bekamen die Möglichkeit, unseren Verstand zu schärfen, damit wir nicht hilflos der nationalistischen Propaganda ausgeliefert sind. In dieser Atmosphäre von Offenheit und unterschiedlichen Meinungen wurden wir alle reifer.

Und dann trafen wir uns alle hier in diesem Camp, Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund, Leben, Geschichten und Perspektiven, und entwickelten eine gemeinsame Vorstellung für unsere Länder und sogar für das Universum. *(Anmerkung: Als Slogan für diese Begegnung wählten die Jugendlichen ein Wortspiel mit dem Wort „Svemir“, (Universum) – die beiden Wortteile „sve“ und „mir“ bedeuten auch „überall Frieden“).*

Es klingt vielleicht ein bisschen poetisch, aber jede Freundschaft, die hier

entstanden ist, weckte etwas Neues in mir und das bedeutet mir viel. Bei unseren Begegnungen war es wirklich nur wichtig, ein Mensch zu sein, mit einem Lächeln, mit Liebe, was keinen Raum für Hass lässt. Hass kann nur mit Vorurteilen und Lügen arbeiten, er manipuliert und zerstört. Und solange wir lieben lernen, ist Hass machtlos.

Dieses Camp brachte mich mit so vielen inspirierenden Menschen, ihren Geschichten und ihren Leben zusammen. Es gab mir die Möglichkeit, mich selbst zu finden und Teil einer Gemeinschaft zu werden. Das Camp konfrontierte mich mit allen Schwierigkeiten des Krieges, der hinter uns liegt, mit konkreten Beweisen, für das, was vergessen wurde und was man nicht vergessen darf, und mit dem, was bei uns in den Schulen erzählt wird. Als ich mir die Bilder des US-amerikanischen Kriegsphotografen Ron Haviv ansah, fragte ich mich, wie unsere Gesellschaften dazu schweigen können, und ob dieses Schweigen bedeutet, dass sich solche Gräueltaten wiederholen können.

Unsere Gemeinschaft vermittelte mir das Gefühl, dass unsere Tränen über die Vergangenheit den Hass abwaschen und dass wir einfach nur Menschen sein können. Ich bin sehr dankbar für die Gelegenheit, Ajna Jusic (siehe S. 72) kennenzulernen und die Geschichte von ihr und ihrer Mutter zu hören. Frauen wie sie sind meine Heldinnen.

*Teilnehmer*innen bei einer Tour durch die Altstadt von Split*



Wochenendbesuch nach Srebrenica

*Vom 5. - 7. April besuchten 50 Mitglieder von YU-Peace ihre Freund*innen in Srebrenica. Valentina Gagic-Lazic, die Leiterin unserer Partnerorganisation Sara, sandte uns ihren Bericht über diesen Besuch. Auch die Deutsche Welle (Originalbericht in Bosnisch unter <http://p.dw.com/p/3Q5WR>) berichtete ausführlich darüber und interviewte verschiedene Jugendliche. Beide Berichte ergänzen sich. Wir haben Teile des Texts der Deutschen Welle (erkennbar kursiv gedruckt, Übersetzung Brigitte Klaß und Vedrana Simic) in Valentina Gagic-Lazics Bericht integriert.*

Dieser Wochenendbesuch – der erste in der Geschichte des Projekts nach Srebrenica – war eine Herausforderung für alle Aktiven von YU-Peace. Die Jugendlichen machten Vorschläge für gemeinsame Aktivitäten, entwarfen das Programm und organisierten es. Insgesamt waren 30 Jugendliche aus Srebrenica an dieser Arbeit beteiligt. Alle übernahmen spezielle Verantwortungen für einzelne Bereiche.

Valentina Gagic erzählt von den Schwierigkeiten, den Gästen aus größeren Städten, in denen mehr los ist, den Alltag in Srebrenica nahe zu bringen. „Ich finde es schade, dass die Jugendlichen in eine verlassene, leere Stadt kommen, wie es Srebrenica leider geworden ist, bin aber auch froh darüber, dass sie nach diesem Wochenende wissen, wie es für uns hier 365 Tage im Jahr ist. So ein Wochenendbesuch bedeutet, dass Bewohner Srebrenicas ihre Türen für Gäste aus anderen Städten öffnen und sie an ihrem Leben teilhaben lassen. Es gab Zweifel, ob so etwas in Srebrenica möglich sei, aber wir wurden positiv überrascht. Einige Familien nahmen Jugendliche aus den anderen Städten bei sich auf, obwohl sie gar keine Kinder haben, die Teil des Projektes sind. Das ist der wahre Geist von Srebrenica, der von unseren Partnern sehr gelobt wurde.“

Das Ziel war, möglichst viele Gäste bei privaten Gastgebern unterzubringen. Die Medien berichteten über den Besuch, Einwohner beteiligten sich an den Aktivitäten, in vielerlei Hinsicht waren die Stadt und ihre Bewohner in die-

sen Besuch involviert.

Senad D. entschied sich dazu, mit den Gästen im Emmaus Center zu schlafen, weil er zu Hause keinen Platz für sie hatte. Wie groß das gegenseitige Vertrauen innerhalb der YU-Peace Familie ist, bewies Bojana S., die zwei Freundinnen aus Sombor bei sich unterbrachte, obwohl ihre große Familie sehr beengt lebt. Ihre Mutter und Schwester sind geistig behindert, der Vater verdient nur wenig, die Familie lebt teilweise von Sozialhilfe. Da ich das wusste, bot ich ihr an, als „Gastgeberin“ in dem angemieteten Quartier zu fungieren. Das lehnte Bojana ab. Sie wollte die Gäste in ihrer Wohnung unterbringen, ihr Vater hätte gesagt, sie könnten gerne 10 Tage bleiben und gefragt, was sie am liebsten essen. Ich bin mir nicht sicher, ob Bojana jemals zuvor Freunde aus Srebrenica zu sich nach Hause eingeladen hatte, ihre Familie lebt eher zurückgezogen am Rande der Gesellschaft. Ich machte mir Sorgen darüber, wie die Gäste auf ihr Umfeld reagieren würden, befürchtete, dass sie vielleicht nicht dort wohnen wollten, was Bojana sehr verletzt hätte. Ich hätte mir keine Gedanken machen müssen. Die beiden Mädchen aus Sombor fühlten sich wohl in Bojanas Familie, sie akzeptierten sie, genau wie Bojana es erwartet hatte. Sie ist nur ein Beispiel dafür – und ich denke es gibt viele solche Beispiele in unserer Arbeit – wie das Selbstvertrauen



Wiedersehen beim Wochenendbesuch in Srebrenica

und die Gemeinschaft, die wir aufbauen, YU-Peace Mitgliedern ermöglicht, neue Wege zu beschreiten.

„Die Idee, dass junge Kroaten aus Vukovar als Gäste bei ihren serbischen Freunden in Srebrenica aufgenommen werden, klingt vielleicht wie Science Fiction“, erklärt Vlasta Markovic, die Leiterin der Jugendgruppe aus Tuzla. „Aber ethnische Herkunft und Nationalität spielen keine Rolle bei unseren Treffen. Wir beurteilen uns gegenseitig nach unseren Werten und Taten, nicht nach den Klischees, die uns aufgrund unserer Herkunft zugeschrieben werden.“ „Ich hatte alle Arten von Geschichten über Srebrenica gehört, aber als ich hierherkam, entdeckte ich, dass das alles nicht stimmt. Srebrenica ist eine ganz normale Stadt, es gefällt mir hier, ich werde gerne wiederkommen“ erzählt Vesna Topic aus Vukovar.

Bei diesen Treffen wird über den Krieg geredet, über das, was passierte, bevor die Jugendlichen geboren wurden. „Das ist ein ganz wichtiger Punkt unserer Aktivitäten. Die Jugendlichen werden mit der Vergangenheit konfrontiert, mit allem, was während der 90er Jahre auf dem Balkan geschah. Für viele ist es sehr hart zu erfahren, was sich in ihren Städten abspielte, was ihre Eltern und Mitbürger erlebten. Das ist der wichtigste Moment, wenn die

Jugendlichen realisieren, dass diese Dinge nicht nur ihren eigenen Leuten passierten“ , erzählt Vlasta Markovic. „Diese wichtige Erfahrung ist integraler Bestandteil der Treffen. Auch wenn wir heute viel Spaß haben, versuchen wir immer aufzuzeigen, dass Krieg ein Unglück für alle ist, dass er keine Gewinner kennt. Wenn die Jugendlichen das verstehen, gewinnen sie einen neuen Blick auf das Leben. Diese Erkenntnis hat mein Leben verändert und das von vielen anderen, die Teil unserer Geschichte sind.“

Haris Mujic aus Srebrenica ist erst seit dem Camp in Split vor drei Monaten Teil von YU-Peace. Er findet die Beschäftigung mit der Vergangenheit sehr wichtig: „Wir, die jungen Leute, müssen darüber reden, denn wenn diese Dinge einfach unter den Teppich gekehrt werden, besteht die Gefahr, dass sie immer wieder passieren. Wir wollen nicht in der Vergangenheit leben, wir blicken in die Zukunft, aber irgendwo in unserem Gedächtnis sollten wir die Erinnerung an frühere Fehler bewahren, damit wir sie nicht wiederholen.“

*Als ein Zeichen ihrer Engagements für Frieden hinterlassen die Jugendlichen farbige Abdrücke ihrer Hände auf einer Leinwand. Bürger*innen aus Srebrenica schließen sich an und unterstützen sie. Während dieses ersten Wochenendbesuchs waren die Jugendlichen in Srebrenica sehr präsent: Sie möbelten einen Spielplatz auf, organisierten einen Friedensmarsch, Sportwettkämpfe und Discoabende, ganz spontan und entspannt, als würden sie sich schon ewig kennen, obwohl sich viele zum ersten Mal trafen. Pela Jovicic, eine junge Frau aus Pozarnica bei Tuzla gehört seit 2017 zu YU-Peace. Sie hat erlebt, dass die Beschäftigung mit der Geschichte in ihrem Umfeld positiv aufgenommen wurde: „Der größte Gewinn, den wir aus dem Projekt mitnehmen, sind die Freunde aus drei ver-*

nica schließen sich an und unterstützen sie. Während dieses ersten Wochenendbesuchs waren die Jugendlichen in Srebrenica sehr präsent: Sie möbelten einen Spielplatz auf, organisierten einen Friedensmarsch, Sportwettkämpfe und Discoabende, ganz spontan und entspannt, als würden sie sich schon ewig kennen, obwohl sich viele zum ersten Mal trafen. Pela Jovicic, eine junge Frau aus Pozarnica bei Tuzla gehört seit 2017 zu YU-Peace. Sie hat erlebt, dass die Beschäftigung mit der Geschichte in ihrem Umfeld positiv aufgenommen wurde: „Der größte Gewinn, den wir aus dem Projekt mitnehmen, sind die Freunde aus drei ver-





*Anlässlich des Jahrestags des Massakers in Srebrenica gedenken YU– Peace Aktivist*innen allen Opfern der Kriege im ehemaligen Jugoslawien.*

schiedenen Ländern. Wir besuchen uns ständig, auf diese Weise schaffen wir es den Kontakt aufrecht zu erhalten und uns gegenseitig zu unterstützen.“

„Ich erzähle meinen Schulfreunden regelmäßig vom Projekt“, erklärt Lamia Redzpagic aus Tuzla. „Einige sind interessiert und ich nehme sie mit in unseren Jugendclub in Tuzla. Ich denke, gerade an diesem Punkt unseres Lebens ist es wichtig, neue Leute und Umfelder kennen zu lernen. Wenn wir die Städte unserer Partnerorganisation besuchen, fühlen wir uns dort willkommen. Wir stellen fest, dass es dort wundervolle Menschen gibt, ganz im Gegenteil zu den Vorurteilen, mit denen wir aufwuchsen.“

Es ist extrem wichtig für uns, den öffentlichen Raum unserer Stadt für solche Treffen zu nutzen und trotzdem das Gefühl zu haben, dass wir sicher sind und dass hier wieder ein geschützter Raum für alle ist, die wie wir denken. Für dieses Verständnis, die Unterstützung und die Verbundenheit tausend Dank. Wir träumen 365 Tage im Jahr von einem besseren Srebrenica. Bei diesem Besuch haben wir es erlebt, zumindest für ein Wochenende lang.

Die Ferienspiele in den Kindergärten in Khan Younis



(Text: Karin Steinbrinker) „Spielt und habt Spaß!“- Das war das Motto der Ferienspiele der beiden Kindergärten in Khan Younis 2019 - und nichts passte besser zu den fröhlichen Tagen, die die 100 Fünf- bis Sechsjährigen der beiden Kindergärten erleben konnten. Nachdem alle Kinder mit neuen T-

Shirts und feschten Kappen gegen die Hitze versorgt waren, gab ein buntes Programm den Kindern die Möglichkeit, ihre verschiedenen Fähigkeiten auszuprobieren: Sport und Spiel im Freien, die Beschäftigung mit dem reichen palästinensischen Kulturerbe in Tanz, Gesang und Rollenspiel und natürlich der Bereich der künstlerischen Kreativität mit Zeichnen, Malen, Basteln.

Trotz der hochsommerlichen Hitze turnten die Kinder gerne draußen und veranstalteten Wettrennen und Wettspiele, bei denen es richtige Siegerehrungen mit kleinen Preisen gab.

Das kulturelle Erbe – und das ist immer ein ganz besonderes Anliegen der Palestine Women's Union (PWU) – lernten die Kinder durch Geschichten, Lieder und palästinensische Sprichwörter kennen, sie übten den Debka, den palästinensischen Nationaltanz, und studierten richtige Choreografien in ihren wunderschönen Nationaltrachten ein. Wurde es hier dann auch mitunter ein bisschen ernster, so gab es dann wieder viel Spaß bei den kreativen Aktivitäten: beim Gestalten mit farbigem Ton, beim Ausschneiden und Aufkleben von lustigen Figuren, beim Zeichnen und Malen, ganz besonders beim „freien Malen“, wo die Kinder sich selbst ausdrücken konnten, und beim Malen mit Händen und Fingern.





Stolz wurden dann am Ende die künstlerischen Produkte präsentiert.

Wie immer waren die Ausflüge die absoluten Höhepunkte der Ferienspiele. Dieses Mal durften die Kinder zwei kleine Zoos besuchen, einen davon sogar im ziemlich weit entfernten Jabalia, außerdem zwei Freizeitparks am Strand von Khan Yunis und Deir El Balah. Schaukeln, Wippen, Rutschen, sogar eine Mini-Achterbahn – was gab es da nicht alles! Nach dem Austoben schmeckte dann die Pitta im Strandrestaurant nochmal so gut!

Zum Abschluss wurde wie bei früheren Ferienspielen ein großes Fest veranstaltet. Frau Klaibo berichtet darüber: „Wir begannen mit Koran-Zitaten, danach sangen die Kinder Volkslieder und spielten eine traditionelle Hochzeit in ihren Nationaltrachten. Alle teilnehmenden Kinder bekamen Geschenke: Notizbücher, Federtaschen, Schachteln mit Farbstiften, Spitzer, Radiergummis, Malbücher und Bleistifte“ – also schon eine richtige Ausrüstung für die nun bald beginnende Einschulung der „Großen“!

Diese Ferienspiele waren für die Kinder ein wunderschönes Erlebnis und wirklich Ferien vom oft schwierigen Alltag in den Familien, die nach wie vor mit zahlreichen Entbehrungen und Problemen zu kämpfen haben, in diesem Jahr besonders durch die allwöchentlichen schrecklichen Geschehnisse am Grenzzaun zu Israel. Die ganz überwiegend friedlichen Demonstrationen für ihre Rechte und ein Ende der Blockade haben viele Menschen mit ihrem Leben bezahlt und Tausende Familien haben Verletzte zu beklagen.

Den Frauen der PWU und allen Helfern gebührt großer Dank dafür, dass sie trotz der schwierigen Umstände diese schönen Ferienspiele organisiert haben.

Träger des Projekts *Ferien vom Krieg*

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Strafvollzug, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenintensiv. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Kontakt:

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

email: info@grundrechtekomitee.de

Homepage: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Spendenkonto des Grundrechtekomitees:

Kontoinhaber: Grundrechtekomitee e.V.

IBAN: DE76 5086 3513 0008 0246 18

BIC: GENODE51MIC

Kreditinstitut: Volksbank Odenwald